



Leseprobe

Nassim Nicholas Taleb
Der Schwarze Schwan
Die Macht höchst
unwahrscheinlicher
Ereignisse

»Am Ende sind die Leser ein gutes Stück schlauer – und wahrscheinlich ein bisschen skeptischer, was Prognosen angeht.«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 27. August 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Naturkatastrophen, Finanzkrise und Co. – die Unmöglichkeit, Vorhersagen zu treffen

Schwarze Schwäne stehen symbolisch für das, womit wir nicht rechnen. Wenn uns im Alltag ungeahnte Überraschungen begegnen, ist das vielleicht noch nicht so schlimm. Suchen sie jedoch gesamte Volkswirtschaften heim, kann das System kollabieren, wie etwa die Finanzkrise des letzten Jahrzehnts zeigt. Denn unsere Welt ist fragiler, als wir denken: Schon kleinste Fehler können eine Katastrophe auslösen und sie ins Chaos stürzen. Nassim Nicholas Taleb, einer der vielleicht klügsten, kritischsten und innovativsten Denker inner- und außerhalb der Finanzwelt, zeigt in seiner luziden und bahnbrechenden Schrift, dass wir jederzeit mit »Schwarzen Schwänen« rechnen sollten. Gnadenlos und trennscharf arbeitet er die Schwachstellen unseres Systems heraus und lässt uns nicht zuletzt Prognosen gegenüber skeptisch sein.



Autor

Nassim Nicholas Taleb

Nassim Nicholas Taleb, geboren im Libanon, ist Finanzmathematiker, philosophischer Essayist und Forscher in den Bereichen Risiko und Zufall. Seine Einsichten basieren in erster Linie auf einer zwanzigjährigen Tätigkeit im Wertpapierhandel. Er gehört zu den unkonventionellsten und provozierendsten Denkern unserer Zeit und ist derzeit Distinguished Professor of Risk Engineering

Nassim Nicholas Taleb

DER SCHWARZE SCHWAN

Die Macht höchst
unwahrscheinlicher Ereignisse

Aus dem Englischen
von Ingrid Proß-Gill

Pantheon

Der vorliegende Band ist die deutsche Gesamtausgabe
des bisher in zwei Bänden vorliegenden Werkes
»Der Schwarze Schwan – Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse«
und dem Postscript Essay »Konsequenzen aus der Krise«.

Die Ausgabe wurde vollständig durchgesehen und bezieht sich auf
die 2010 erschienene Second Edition der amerikanischen Originalausgabe,
die unter dem Titel »The Black Swan. The Impact of the Highly Improbable«
2007 erstmals bei Random House, einem Verlag der Random House, Inc.,
New York erschien.

Mit einem Vorwort des Autors zur deutschen Gesamtausgabe.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Pantheon-Ausgabe August 2018

Copyright © der Originalausgabe 2007, 2010 by Nassim Nicholas Taleb

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

beim Albrecht Knaus Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -illustration: Büro Jorge Schmidt, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55392-3

www.pantheon-verlag.de

*Benoît Mandelbrot gewidmet,
einem Griechen unter Römern*

Inhalt

Vorwort zur neuen deutschsprachigen Ausgabe	13
Prolog	
Über das Gefieder von Vögeln	19
Eine neue Art von Undankbarkeit	26
Das Leben ist sehr ungewöhnlich	29
Wo die Schwarzen Schwäne herkommen	30
Zu langweilig, um darüber zu schreiben	31
Resümee	33
Teil 1 Umberto Ecos Antibibliothek	
Oder: Unsere Suche nach Bestätigung	37
Kapitel I Lehrjahre eines empirischen Skeptikers	39
Anatomie eines Schwarzen Schwans	39
Die Geschichte und das Triplett der Opazität	46
Cluster	55
Fast acht Pfund später	59
Kapitel II Yevgenias Schwarzer Schwan	66
Kapitel III Spekulanten und Prostituierte	70
Der beste (schlechteste) Ratschlag	70
Hüten Sie sich vor dem Skalierbaren!	73
Skalierbarkeit und Globalisierung	77

Kapitel IV Tausendundein Tag	
Oder: Bloß kein Dummkopf sein!	86
Was wir vom Truthahn lernen können	88
Das Problem des Schwarzen Schwans: Eine kurze geschichtliche Betrachtung	95
Kapitel V Der unstillbare Durst nach Bestätigung	103
Negativer Empirismus	110
Kapitel VI Die narrative Verzerrung	118
Weshalb ich nichts von Ursachen halte	118
Gesplattene Gehirne	121
Erinnerung an Dinge, die noch nicht ganz vorbei sind	129
Sich mit unendlicher Genauigkeit irren	134
Sensationen und der Schwarze Schwan	137
Die Abkürzungen	144
Kapitel VII Leben im Vorzimmer der Hoffnung	150
Die Grausamkeit der Kollegen	151
El desierto de los tártaros	163
Kapitel VIII Das nie versagende Glück des Giacomo Casanova:	
Das Problem der stummen Zeugnisse	170
Die Geschichte von den ertrunkenen Anbetern	170
Der Friedhof der Buchstaben	173
Fitnessstraining für Ratten	179
Was wir sehen und was nicht	184
Die Teflonschicht des Giacomo Casanova	187
Ich bin ein Schwarzer Schwan: Der anthropische Fehler	193
Kapitel IX Die ludische Verzerrung	
Oder: Die Unsicherheit von Nerds	199
Fat Tony	199
Mittagessen am Comer See	203
Zum Abschluss von Teil I	211

Teil 2	Wir können einfach keine Vorhersagen machen	215
Kapitel X	Der Skandal bei den Vorhersagen	219
	Über die Unbestimmtheit der Zahl von Katharinas	
	Liebhabern	221
	Noch einmal: Blindheit gegenüber Schwarzen Schwänen	225
	Weshalb Informationen schlecht für das Wissen sind	226
	Das Expertenproblem: Die Tragödie des leeren Anzugs	230
	»Abgesehen davon« war es in Ordnung	245
	Durchqueren Sie keinen Fluss, der (im Schnitt)	
	1,20 Meter tief ist	251
Kapitel XI	Auf der Suche nach Vogeldreck	258
	Auf der Suche nach Vogeldreck	258
	Vorhersage von Vorhersagen	266
	Die n-te Billardkugel	270
	Die Gläue von Smaragden	286
	Die große Antizipationsmaschinerie	289
Kapitel XII	Epistemokratie – ein Traum	291
	Vergangenheit und Zukunft der Vergangenheit	294
Kapitel XIII	Der Maler Apelles	
	Oder: Was kann man tun, wenn man keine Vorhersagen	
	machen kann?	305
	Guter Rat ist überhaupt nicht teuer!	305
	Positive Zufälle	308
Teil 3	Die Grauen Schwäne von Extremistan	321
Kapitel XIV	Von Mediokristan nach Extremistan	
	und wieder zurück	323
	In Extremistan ist niemand sicher	330
	Was können wir tun?	339

Kapitel XV Die Glockenkurve, der	
große intellektuelle Betrug	341
Gaußsche und mandelbrotsche Mathematik	341
Quetelets Durchschnittsmonstrum	355
Woher die Glockenkurve kommt	362
Kapitel XVI Die Ästhetik der Zufälligkeit	372
Der Poet des Zufalls	372
Die Platonität von Dreiecken	376
Die Logik der fraktalen Zufälligkeit (mit einer Warnung)	384
Noch einmal: Vorsicht vor den Vorhersagern!	393
Wo ist der Graue Schwan?	396
Kapitel XVII Lockes Verrückte	
Oder: Glockenkurven am falschen Ort	399
Es war doch nur ein Schwarzer Schwan!	409
Kapitel XVIII Alles Schwindel!	415
Mehr zur ludischen Verzerrung	415
Wie viele Wittgensteins können auf einem Stecknadelkopf tanzen?	419
Teil 4 Schluss	425
Kapitel XIX Halb und halb	
Oder: Wie man es dem Schwarzen Schwan heimzahlen kann ..	427
Wann es nicht wehtut, einen Zug zu verpassen	429
Schluss	430
Epilog Yevgenias Weiße Schwäne	432
Postskript Essay Konsequenzen aus der Krise	435
Kapitel I Weshalb die Natur das beste Vorbild ist	437
Über gemächliche, aber lange Spaziergänge	438

Robustheit und Fragilität	441
Eine Gesellschaft, die Fehlern gegenüber robust ist	457
Kapitel II Weshalb ich so viele Spaziergänge mache	
Oder: Wie Systeme fragil werden	461
Noch ein paar Hanteln	461
Kapitel III Margaritas ante porcos	469
Die Hauptfehler beim Verstehen meiner Botschaft	470
Kapitel IV Asperger und der ontologische Schwarze Schwan ...	482
Asperger-Wahrscheinlichkeit	483
Blindheit gegenüber der Zukunft	485
Wahrscheinlichkeit muss subjektiv sein	488
Kapitel V (Vielleicht) Das nützlichste Problem in der	
Geschichte der modernen Philosophie	494
Leben in zwei Dimensionen	495
Die Abhängigkeit von Theorien über seltene Ereignisse	497
Falsche Vorhersagen über die Wahrscheinlichkeit einzelner	
Ereignisse	506
Das Induktions- und Verursachungsproblem in der	
komplexen Domäne	510
Kapitel VI Der vierte Quadrant, die Lösung für das nützlichste	
aller Probleme	514
Entscheidungen	516
Der vierte Quadrant, eine Karte	517
Kapitel VII Was wir mit dem vierten Quadranten	
machen können	521
Nicht die falsche Karte benutzen: Das Konzept der Iatrogenie ...	521
Phronetische Regeln: Was sollte man im wirklichen Leben tun	
(oder nicht tun), um den vierten Quadranten abzumildern,	
wenn man die Hantel-Strategie nicht einsetzen kann?	526

Kapitel VIII Zehn Prinzipien für Robustheit von Gesellschaften gegenüber Schwarzen Schwänen	530
Kapitel IX Amor fati: Wie man unzerstörbar wird	534
Dank	537
Glossar	543
Anmerkungen	549
Bibliografie	577
Register	616

Vorwort zur neuen deutschsprachigen Ausgabe

Als ich 50 wurde, begann ich zwei neue Aktivitäten: Gewichtheben und eine (gewissermaßen) ernsthafte wissenschaftliche Karriere im Bereich der angewandten Wahrscheinlichkeits- und Risikotheorie. Bis dahin hatte ich die akademische Welt nur ab und zu besucht und dabei vor allem die Gelegenheit genutzt, die Ökonomen zu irritieren.

Die Akademiker verbinden die Dinge gern mit bereits existierenden Disziplinen, die sich schon mit einem bestimmten Problem befasst haben, zum einen als Anerkennung (damit sie selbst ebenfalls Anerkennung bekommen können), zum anderen, um über den Stammbaum zu zeigen, dass ihre eigenen Ideen nicht völlig verrückt sind. Akademiker sind gewöhnlich sehr um ihren Ruf besorgt und haben große Angst davor, für Spinner gehalten zu werden; sie werden zwischen der Notwendigkeit, etwas Neues zu sagen, und der Angst, sich zu weit aus der *Terra cognita* herauszuwagen, hin und her gerissen. Zum Glück habe ich im *Incerto* einen Weg gefunden, unnötige direkte Verweise auf die Forschungstraditionen außerhalb dieser Karte zu umgehen und meine Arbeit in einen akademischen Rahmen zu stellen, ohne den Text zu korrumpieren und den Leser zu langweilen. Wie? Ich habe es mir zur Mission gemacht, parallel eine technische Version des *Incerto* anzufertigen, indem ich meine entscheidenden Ergebnisse in Fachzeitschriften veröffentlichte und sie in einem frei erhältlichen technischen Begleiter, *Silent Risk*, synthetisierte. Die angewandte Wahrscheinlichkeit gefiel mir als Unterhaltung besser als Bridge am Nachmittag oder Schach; allerdings fand ich sie weniger unerbittlich. (Ich ziehe das Gewichtheben der akademischen Welt bei Weitem vor, obwohl ich mir dabei schon schlimme Rückenverletzungen zugezogen habe.)

Historisch betrachtet waren fünf Disziplinen an der Entwicklung des Themas beteiligt. Der Kreis in der Mitte zeigt, welche Forschungstraditionen mit dem *Incerto* im Zusammenhang stehen und welche Überschneidungen zwischen ihnen existieren. Diese Disziplinen sind: **Philosophie, Mathematik, Sozialwissenschaften, Rechtstheorie** und die »reale Welt« oder der **Fat-Tonyismus**, der natürlich durch Fat Tony und sein rigoroses, aber anti-intellektuelles Vorgehen bei Entscheidungen repräsentiert wird – man kann dies als Teil der »Entscheidungstheorie« betrachten, doch »Fat-Tonyismus« passt viel besser zu diesem Stil und den Zielen. Bei den meisten Disziplinen gibt es Unterdisziplinen, die hier mit eigenem Namen oder mit dem Namen der Person, die eine bestimmte Denkschule repräsentiert, bezeichnet werden. Der Pfeil an den Grenzen weist darauf hin, dass viele Disziplinen, Denkschulen und leider auch Unterdisziplinen überhaupt nicht miteinander reden. Damit will ich sagen, dass sie wirklich nicht das geringste Interesse aneinander haben.

Ich möchte den Leser bitten, sich die Einzelheiten auf der Karte erst anzusehen während er im *Incerto* liest und danach – aber nicht vorher irgendwelche Teile daraus einzeln zu betrachten! Das *Incerto* ist mehr wie ein GPS-System gedacht und weniger wie eine konventionelle Landkarte zu lesen.

Die Farben kennzeichnen die Disziplinen, die Kreise (oder Kästchen) zeigen die Positionen der Unterdisziplinen, und die Pfeile verweisen auf das (vollständige oder partielle) Fehlen einer Überschneidung zwischen benachbarten Einheiten. Es gibt beispielsweise Kreise, die sich nur teilweise mit einer Disziplin überschneiden. Nehmen wir die Tradition des Skeptischen Empirismus im Nordwesten. Die Werke von Montaigne lassen eine partielle Überlappung erkennen, da Montaigne dank seiner (finanziellen) Unabhängigkeit nur tangential in dieser Tradition stand; er war außerdem Stoiker – und vor allem *Mensch*. Seine Unabhängigkeit war größtenteils der Tatsache zuzuschreiben, dass er kein Gelehrter war, denn Gelehrte (die professionellen zumal) neigen dazu, beharrlich in den bereits existierenden Disziplinen zu bleiben. Professionellen Gelehrten fehlt es an dem Abenteuergeist von uns Menschen – daher das niedrige Niveau der Gelehrsamkeit,

das man bei den Herren Professoren Doktoren auf der ganzen Welt findet. Der Leser kann interdisziplinäre Aktivitäten mit der Vertragstheorie erkennen, die die Ethik, das Recht, die Versicherungen und die Psychologie der Unsicherheit überspannten – doch das ist selten.

Zunächst möchte ich dieses Schubladendenken hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit geschichtlich verdeutlichen. Wenn man einen Mathematiker fragt – oder auch einen Durchschnittsmenschen, der einige Zeit damit verbracht hat, den Vorträgen seiner Professoren über die Ursprünge der Wahrscheinlichkeit zu lauschen –, wird er sagen, alles habe in der Mathematik angefangen. Angeblich waren die Alten dafür noch nicht hoch genug entwickelt. Es wird jedoch in den verschiedenen Teilen des *Incerto* mehrfach erläutert, dass die Alten sich möglicherweise deshalb nicht für die Wahrscheinlichkeitsrechnung interessierten, weil es ihnen mehr um das umfassendere Problem der Entscheidungsfindung unter der Opazität und die Entwicklung der Heuristik und des »Aberglaubens« als entsprechende Werkzeuge ging. In *Wider die Götter* wiederholt (und propagiert) Peter Bernstein die irrtümliche Ansicht, dass die Araber zwar die Algebra entwickelten, die Wahrscheinlichkeit aber nicht entdeckten. Das ist nicht wahr. In der Levante benutzten die Menschen während der Ära der Omajjaden, rund acht Jahrhunderte vor Fermat, weit entwickelte mathematische Methoden, um Botschaften auf Grundlage der Häufigkeit von Wörtern zu entschlüsseln. Es hat sich herausgestellt, dass Al-Kindi (Alkindus) in einer seiner Abhandlungen (*Fi fakk rassal at-tashfir*, was sich am besten mit »Die Wissenschaft der Wahrscheinlichkeit« übersetzen lässt) die Wahrscheinlichkeit erörtert und uns eine ausgefeilte numerische Vorgehensweise für Häufigkeiten liefert.

Im Mittelalter richtete man sein Augenmerk ganz einfach auf die größere Kugel und unterlag der ludischen Verzerrung für gewöhnlich nicht. Die Menschen damals mussten raffiniert sein, da es in ihrer Welt von täglichen Gefahren wimmelte; für Messungen interessierten sie sich schlichtweg nicht, da sie keinen zwingenden Nutzen darin sahen. Wenn sie die Unsicherheit verstanden, konnten sie überleben, verhungerten nicht und schlugen den Roulettetisch in Las Vegas nicht durch eine Reihe gut definierter Wetten. Die Messungen stellen auch heute

nur eine sehr kleine Untermenge der probabilistischen Unsicherheit dar – die strengen Mathematiker setzen sich eher mit »Grenzen« als mit der genauen Wahrscheinlichkeit auseinander und machen diesen Gegenstand daher zu einer Form des qualitativen Rationalismus. Es ist wichtiger zu wissen, ob eine Domäne einen Fat Tail hat, als probabilistische Schätzungen zu produzieren.

Jetzt zur Interaktion zwischen den Disziplinen. Lassen Sie uns mit dem am wenigsten Offensichtlichen beginnen. Wer konnte sich mit den Schattierungen der Wahrscheinlichkeit am besten aus? Nicht die Mathematiker. Auch nicht die Sozialwissenschaftler. Und auch nicht so recht die Philosophen. Nein – die Juristen! Ein großer Teil der Rechtstheorie ist dazu gedacht, die Unsicherheit und die Auswirkungen der Zufälligkeit auf konkrete und allgemeine Vertreter zu mildern. Sie verfügten über hoch entwickelte Methoden und eine gesunde Auffassung bezüglich dieses Problems. So hatte Pierre de Jean Olivi, ein scholastischer Denker, ein beeindruckend detailliertes Verständnis von der Zufälligkeit und Risikoverteilung, welches man in der heutigen Zeit kaum noch findet. Risikoverteilung? Das führt uns zur Vertragstheorie.

Weshalb zur Vertragstheorie? Weil sie Schutz vor Schwarzen Schwänen bietet.

Es gibt zwei Möglichkeiten, mit Unsicherheit umzugehen: Man kann versuchen, die Welt besser zu verstehen in einer Weise, die es erlaubt, präzise Vorhersagen zu formulieren; man kann aber auch versuchen, dafür zu sorgen, dass man keinen Schaden durch Dinge erleidet, die man nicht versteht.

Mit der ersten Vorgehensweise haben wir kaum etwas erreicht, vielleicht sogar gravierende Verschlechterungen erfahren, doch mit dem zweiten Ansatz sind uns außerordentliche Sprünge gelungen. Inwiefern? Hier kommen die Rechts- und die Vertragstheorie ins Spiel. Beachten Sie, in der zweiten Vorgehensweise verbirgt sich die *Antifragilität*: wie man damit umgeht, *etwas ausgesetzt zu sein*, statt sich auf dieses *Etwas* zu konzentrieren. Wenn man keine Vorhersagen machen kann, ist es besser, von zufälligen Ereignissen zu profitieren und den Zufall als Treibstoff für Verbesserungen zu nutzen. So ermöglicht die

Abbildung der Fragilität die Schaffung von Verträgen, welche die Fragilität aufheben.

Ich war 21 Jahre lang Optionshändler (Optionen werden oft als »Derivate« bezeichnet). Mein Fachgebiet, die Optionstheorie, bei der man Strukturen entwickelt, die unter Bedingungen von Unsicherheit einen gewissen Profit bringen, liegt der Vertragstheorie am nächsten. »Tail-Ereignisse« verstehen Sie nicht? Machen Sie sich nichts vor! Reduzieren Sie das Ausgesetztsein, indem Sie sicherstellen, dass Sie einen *Vertrag* dafür haben. Und schlaue Firmen wussten, dass es besser war, für jeden Mathematiker drei Anwälte zu beschäftigen (oder zu benutzen) – durch Anwälte erhält man nämlich Schutz, während man durch Mathematiker leicht in die Luft fliegt.

Ich hoffe, der Leser wird bemerken, dass das Verstehen von Zufälligkeit nicht etwa heißt, Fat Tails zu verstehen. Zwischen dem skeptischen Empirismus und der Mathematik der großen Abweichungen sind keine Überlappungen zu erkennen. Es gibt einen technischen Aspekt, der nicht innerhalb des *Incerto* selbst entwickelt wird, sondern durch parallele Forschung: Nicht einmal bei der sogenannten Theorie der großen Abweichungen in der Mathematik gibt es Überschneidungen mit den durch die Cramér-Bedingung verursachten Fat Tails.

Auch zwischen der »Tradition der Heuristik und Bias« in der Psychologie und der Entscheidungstheorie mit den Pionieren Kahneman und Tversky und den Fat Tails gibt es keine Überlappung, was eine Tragödie ist: Viele Forschungsarbeiten schrecken die Leute massiv davon ab, sich wegen der Fat Tails Sorgen zu machen – doch, bemerkenswerterweise, erklären die ursprünglichen Kahneman-Tversky-Arbeiten und nachfolgende Forschungen dieser Art, dass Menschen, die Verzerrungen unterliegen, die Tails unterschätzen, gerade weil sie *Zufälligkeit und Selbstüberschätzung unterschätzen*, was uns in den Tails dann um die Ohren fliegt. Genauso wie Ökonomen, die von den Fat Tails zwar wissen, sie aber nicht verstehen, enorme inferentielle Fehler unterlaufen. Manche Psychologen finden es leider irrational, dass wir mehr Angst vor Flugzeugabstürzen haben als vor Autounfällen. Das ist ja berechtigt. Sie finden es aber auch irrational, dass Ebola uns stärker beunruhigt als Stürze von Leitern, die weit mehr Todesopfer

gefordert haben als Ebola. Doch Ebola ist multiplikativ: Im Zeitalter der Konnektivität besteht eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, dass es zu einer sehr großen unkontrollierbaren Ausbreitung kommt. Stürze von Leitern dagegen gehören zu Mediokristan. Sie können die europäische Population nicht dezimieren. Irrational sind folglich die Psychologen, die die falschen Modelle verwenden, nicht die Menschen.

Logik behandelt die Verwechslung des Fehlens von Beweisen mit Beweisen für das Fehlen – dem Kern der popperschen Asymmetrie. Keine Arbeit wurde bisher unternommen zu zeigen, dass der Unterschied, mathematisch betrachtet, zwischen dem Fehlen von Beweisen und Beweisen für das Fehlen in Extremistan größer ist. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass gerade Psychologen der Ungewissheit, die sich nicht auf die Fat Tails konzentrieren, typischerweise diese beiden verwechseln – und verheerende analytische Fehler machen.

Außerdem benötigt man unter Fat Tails mehr Daten, um erkennen zu können, was vor sich geht, und uns mit dem Problem des Skeptizismus verbindet. Das Gesetz der großen Zahlen ist das mathematische Pendant zum Induktionsproblem der Philosophie, doch in der Tradition gibt es keine Verbindung zwischen beiden.

Lassen Sie uns abschließend noch den eingehend bearbeiteten Punkt des Zusammenhangs von Statistik und skeptischer Philosophie in *Narren des Zufalls* betrachten. Im Gegensatz zu dem, was wir nach Ansicht der Vertreter der »großen Daten« denken sollen, gibt es die Statistik, um einen rationalen Mechanismus für die Beseitigung von Gewissheiten bereitzustellen – und um zu verhindern, dass wir uns vom Zufall narren lassen, indem wir an zufällige Zusammenhänge und falsche Verbindungen glauben. Sie ist von Anfang bis Ende die Anwendung des skeptischen Empirismus auf weltliche Dinge – und daraus folgende.

Ich danke den Lesern für ihr Interesse und wünsche mir, dass die Karte nicht jenen Nervenkitzel beseitigen wird, der entsteht, wenn wir uns gelegentlich im Bereich der Ungewissheit verloren fühlen – der Mutter aller Disziplinen aus meiner Sicht.

Nassim Nicholas Taleb im Sommer 2015

Prolog

Über das Gefieder von Vögeln

Bevor Australien entdeckt wurde, waren die Menschen in der Alten Welt überzeugt, *alle* Schwäne seien weiß. Diese Überzeugung war unanfechtbar, da sie durch die empirische Evidenz anscheinend völlig bestätigt wurde. Als der erste schwarze Schwan gesichtet wurde, mag das eine interessante Überraschung für ein paar Ornithologen (und andere Leute, denen die Farbe von Vögeln extrem wichtig war) gewesen sein, doch dort liegt die Bedeutung der Geschichte nicht. Sie veranschaulicht eine schwerwiegende Beschränkung bei unserem Lernen durch Beobachtung oder Erfahrung und die Zerbrechlichkeit unseres Wissens. Eine einzige Beobachtung kann eine allgemeine Feststellung, die aus Jahrtausenden von bestätigenden Sichtungen von Millionen weißer Schwäne abgeleitet wurde, ungültig machen. Alles, was dafür nötig ist, ist ein einziger (und, wie ich gehört habe, ausgesprochen hässlicher) schwarzer Vogel.*

Ich möchte einen Schritt über diese philosophisch-logische Frage hinausgehen und in eine empirische Realität vorstoßen, von der ich seit meiner Kindheit besessen bin. Was wir hier einen Schwarzen Schwan nennen (mit einem Großbuchstaben am Anfang), ist ein Ereignis mit den drei folgenden Attributen.

Es ist erstens ein *Ausreißer* – es liegt außerhalb des Bereichs der re-

* Dank des Siegeszugs der Fotohandys besitze ich eine große Sammlung von Bildern schwarzer Schwäne, die mir reisende Leser geschickt haben. Letztes Jahr habe ich zu Weihnachten sogar eine Kiste Black Swan Wine (gehört nicht zu meinen Lieblingsorten), ein Videoband (ich sehe mir keine Videos an) und zwei Bücher bekommen. Die Fotos sind mir am liebsten.

gulären Erwartungen, da nichts in der Vergangenheit überzeugend auf seine Möglichkeit verweisen kann. Es hat zweitens enorme Auswirkungen. Drittens bringt die menschliche Natur uns trotz seines Status als Ausreißer dazu, *im Nachhinein* Erklärungen für sein Eintreten zu konstruieren, um es erklärbar und vorhersagbar zu machen.

Die drei Attribute sind also Seltenheit, massive Auswirkungen und Vorhersagbarkeit im Rückblick (allerdings nicht in der Vorausschau).* Eine kleine Zahl Schwarzer Schwäne erklärt so ziemlich alles in unserer Welt, vom Erfolg von Ideen und Religionen über die Dynamik geschichtlicher Ereignisse bis zu Elementen unseres persönlichen Lebens. Seit wir vor rund 10 000 Jahren das Pleistozän hinter uns gelassen haben, hat der Effekt dieser Schwarzen Schwäne sich verstärkt. Er hat während der industriellen Revolution begonnen, sich zu beschleunigen, da die Welt damals komplizierter wurde; alltägliche Ereignisse – diejenigen, mit denen wir uns befassen, über die wir sprechen und die wir nach der Lektüre der Zeitungen vorherzusagen versuchen – haben dagegen immer mehr an Bedeutung verloren.

Denken Sie nur daran, wie wenig unser Verständnis der Welt am Vorabend der Ereignisse des Jahres 1914 uns dabei geholfen hätte, zu erraten, was als Nächstes passieren würde! (Sie dürfen natürlich nicht mogeln und die Erklärungen benutzen, die Ihnen Ihr langweiliger Lehrer in der Schule eingetrichtert hat!) Wie steht es mit dem Aufstieg von Hitler und dem nachfolgenden Krieg? Und mit dem jähen Zerfall des Ostblocks? Mit dem Aufkommen des islamischen Fundamentalismus? Der Verbreitung des Internets? Dem Zusammenbruch des Marktes im Jahre 1987 (und der unerwarteteren Erholung)? Fimmel, Epidemien, die Mode, Ideen, die Entstehung von Gattungen und Schulen in der Kunst – all das erfolgt nach der Dynamik der Schwarzen Schwäne. Ich könnte hier so ziemlich alles in unserer Umgebung, was von Bedeutung ist, anführen.

Die Kombination von geringer Vorhersagbarkeit und starken Aus-

* Wenn etwas, was stark erwartet wurde, *nicht eintritt*, handelt es sich ebenfalls um einen Schwarzen Schwan. Von der Symmetrie her ist das Eintreten eines ausgesprochen unwahrscheinlichen Ereignisses das Äquivalent zum Ausbleiben eines ausgesprochen wahrscheinlichen.

wirkungen macht den Schwarzen Schwan zu einem großen Rätsel, doch auch das ist noch nicht das Kernthema dieses Buchs. Es kommt nämlich hinzu, dass wir dazu neigen, so zu handeln, als würde dieses Phänomen gar nicht existieren! Mit »wir« meine ich nicht nur Sie, Ihren Cousin Robert und mich selbst, sondern so ziemlich alle »Sozialwissenschaftler«, die seit über einem Jahrhundert von der falschen Überzeugung ausgehen, sie könnten die Unsicherheit mit ihren Tools messen. Die Anwendung der Wissenschaften der Ungewissheit auf Probleme der realen Welt hatte nämlich lächerliche Auswirkungen; ich durfte sie in der Finanzwelt und der Wirtschaft selbst erleben. Fragen Sie Ihren Portfoliomanager doch mal, wie er »Risiko« definiert – er wird Ihnen sehr wahrscheinlich eine *Messgröße* präsentieren, die die Möglichkeit Schwarzer Schwäne *ausschließt*; man hat für die Schätzung des Gesamtrisikos also keinen besseren prädiktiven Wert als die Astrologie (wir werden noch sehen, wie der intellektuelle Betrug durch die Mathematik verbrämt wird). Dieses Problem ist bei sozialen Dingen sehr verbreitet.

Bei der zentralen Idee in diesem Buch geht es um unsere Blindheit gegenüber dem Zufall, insbesondere gegenüber großen Abweichungen: Wieso sehen wir – Wissenschaftler oder nicht, Koryphäen oder Normalbürger – eher die Cent- als die Dollarbeträge? Weshalb konzentrieren wir uns weiter auf die Kleinigkeiten, nicht auf die möglichen großen bedeutungsvollen Ereignisse, trotz der offensichtlichen Beweise für ihren starken Einfluss? Und, falls Sie meinem Gedankengang folgen: Weshalb *verringert* das Lesen der Zeitung unser Wissen über die Welt sogar?

Es ist leicht zu erkennen, dass das Leben der kumulative Effekt einer Handvoll signifikanter Erschütterungen ist. Wenn man in seinem Lehnstuhl (oder auf einem Barhocker) sitzt, ist es nicht besonders schwierig, die Rolle der Schwarzen Schwäne zu erkennen. Machen Sie doch mal folgende Übung: Betrachten Sie Ihr eigenes Dasein. Zählen Sie die signifikanten Ereignisse, die technologischen Veränderungen und die Erfindungen, zu denen es seit Ihrer Geburt in Ihrer Umgebung gekommen ist, und vergleichen Sie sie mit dem, was vor ihrem Auftreten erwartet wurde. Wie viele von ihnen waren so geplant? Se-

hen Sie sich Ihr eigenes Leben an, Ihre Berufswahl, die Begegnung mit Ihrem Lebenspartner, Ihr Exil aus Ihrem Herkunftsland, den Verrat, dem Sie ausgesetzt waren, Ihren plötzlichen Aufstieg zum Wohlstand oder Ihre schlagartige Verarmung. Wie oft sind diese Dinge planmäßig eingetreten?

Was wir nicht wissen

Die Logik des Schwarzen Schwans macht *das, was wir nicht wissen*, viel bedeutungsvoller als das, was wir wissen. Schwarze Schwäne werden nämlich oft dadurch verursacht und verschlimmert, *dass sie unerwartet kommen*.

Denken Sie an den Terrorangriff in den USA am 11. September 2001: Wenn die Gefahr am 10. September *vorstellbar* gewesen wäre, hätte dieser Angriff nicht stattgefunden. Wenn man so eine Möglichkeit der Aufmerksamkeit für wert erachtet hätte, hätten Kampfflugzeuge die Twin Towers umkreist, alle Passagierflugzeuge hätten verschlossene, kugelsichere Cockpittüren gehabt, und der Angriff hätte nicht stattgefunden – Punktum! Dann hätte sich vielleicht etwas anderes ereignet. Was? Das weiß ich nicht.

Ist es nicht erstaunlich, dass ein Ereignis gerade deshalb eintreten kann, weil niemand davon ausgeht, dass es passieren könnte? Wie können wir uns gegen so etwas verteidigen? Alles, was man erfährt (beispielsweise, dass New York für Terroristen ein leichtes Ziel ist), kann bedeutungslos werden, wenn der Feind weiß, dass man es weiß. Bei solchen strategischen Spielen kann das, was man weiß, seltsamerweise wirklich bedeutungslos sein.

Das gilt auch für die gesamte Wirtschaft. Denken Sie nur an das »Geheimrezept« für durchschlagenden Erfolg in der Gastronomie. Wenn es bekannt und offensichtlich wäre, hätte irgendjemand die Idee schon gehabt und umgesetzt, und sie wäre Allgemeingut geworden. Die nächste grandiose Idee in der Gastronomie muss etwas sein, was die derzeitige Population der Restaurantbetreiber sich nicht leicht vorstellen kann. Sie muss ein gutes Stück von den Erwartungen entfernt sein. Je unerwarteter der Erfolg eines derartigen Projekts ist, desto

kleiner ist die Zahl der Konkurrenten und desto erfolgreicher ist der Unternehmer, der es verwirklicht. Für das Schuh- und Buchgeschäft gilt das Gleiche – überhaupt für alle Branchen. Und für wissenschaftliche Theorien auch – niemand ist daran interessiert, sich Banalitäten anzuhören. Wie stark ein Unterfangen sich auszahlt, ist im Allgemeinen umgekehrt proportional zu dem, was man davon erwartet.

Nehmen wir den Tsunami, der im Dezember 2004 die Pazifikregion überrollte. Wäre er erwartet worden, hätte er keinen so immensen Schaden angerichtet – die betroffenen Gebiete wären nicht so dicht bevölkert gewesen, und man hätte ein Frühwarnsystem eingerichtet. Was wir wissen, kann uns nicht wirklich verletzen.

Experten und »leere Anzüge«

Dass wir Ausreißer nicht vorhersagen können, bedeutet angesichts ihres großen Anteils an der Dynamik der Ereignisse, dass wir den Lauf der Geschichte nicht vorhersagen können.

Wir verhalten uns aber so, als könnten wir geschichtliche Ereignisse vorhersagen oder, was noch schlimmer ist, als könnten wir den Lauf der Geschichte ändern. Wir produzieren Projektionen für die Ölpreise und die Defizite bei der Sozialversicherung, die sich über 30 Jahre erstrecken, ohne zu erkennen, dass wir nicht mal die Entwicklung im nächsten Sommer vorhersagen können. Die Summe unserer Fehler bei der Vorhersage politischer und wirtschaftlicher Ereignisse ist so gigantisch, dass ich mich beim Blick darauf immer kneifen muss, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träume. Das Überraschende ist nicht das Ausmaß unserer Fehler bei den Vorhersagen, sondern dass wir uns dessen überhaupt nicht bewusst sind. Wenn es um tödliche Konflikte geht, ist das noch viel beunruhigender: Kriege sind völlig unvorhersehbar (und wir wissen das nicht). Da wir die Kausalketten zwischen Politik und Handlungen nicht verstehen, können wir aufgrund unserer aggressiven Ignoranz leicht Schwarze Schwäne auslösen – wie Kinder, die mit einem Chemiebaukasten spielen.

Dass wir in Umgebungen, in denen es zu Schwarzen Schwänen kommen kann, keine Vorhersagen machen können und das nicht ein-

mal erkennen, bedeutet, dass gewisse »Experten« in Wirklichkeit gar keine Experten sind, auch wenn sie das glauben. Wenn man sich ihre Ergebnisse ansieht, kann man nur den Schluss ziehen, dass sie auch nicht mehr über ihr Fachgebiet wissen als die Gesamtbevölkerung, sondern nur viel bessere Erzähler sind – oder, was noch schlimmer ist, uns meisterlich mit komplizierten mathematischen Modellen einnebeln. Außerdem tragen sie mit größerer Wahrscheinlichkeit Krawatten.

Da Schwarze Schwäne sich nicht vorhersagen lassen, müssen wir uns auf ihre Existenz einstellen (statt so naiv zu sein, sie vorhersagen zu wollen). Wenn wir uns auf das Antiwissen konzentrieren, auf das, was wir nicht wissen, können wir wirklich viel tun. Wir können uns beispielsweise möglichst stark Schwarzen Schwänen vom positiven Typ aussetzen, die günstige Umstände bringen. Auf manchen Gebieten – wie bei den wissenschaftlichen Entdeckungen und der Investition von Risikokapital – zahlt das, was wir nicht wissen, sich unverhältnismäßig stark aus, da wir dort durch ein seltenes Ereignis gewöhnlich wenig zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben. Wir werden noch sehen, dass – entgegen den gängigen Annahmen im Bereich der Sozialwissenschaften – kaum eine bemerkenswerte Entdeckung oder Technologie aus Absicht und Planung resultierte; die weitaus meisten waren schlicht Schwarze Schwäne. Entdecker und Unternehmer sollten bei ihrer Strategie daher weniger auf Top-down-Planung setzen, sondern sich auf maximales Herumprobieren und das Erkennen der Chancen, die sich ihnen bieten, konzentrieren. Ich stimme nicht mit den Anhängern von Marx und Adam Smith überein: Freie Märkte funktionieren, weil sie es den Leuten erlauben, dank aggressivem Trial and Error Glück zu haben, nicht, weil sie ihnen Belohnungen oder »Anreize« für ihre Fähigkeiten bieten. Die beste Strategie besteht also darin, möglichst viel auszuprobieren und möglichst viele Chancen, aus denen sich Schwarze Schwäne ergeben könnten, zu ergreifen.

Lernen, zu lernen

Leider konzentrieren wir uns zu stark auf das, was wir wissen: Wir neigen dazu, nicht das Allgemeine zu lernen, sondern das Präzise. Und das ist eine große Behinderung.

Was haben die Leute denn aus den Ereignissen am 11. September gelernt? Dass manche Ereignisse aufgrund ihrer Dynamik größtenteils außerhalb des Rahmens der Vorhersagbarkeit liegen? Nein. Dass die traditionellen Ansichten einen eingebauten Mangel haben? Nein. Was haben sie daraus gelernt? Präzise Regeln dafür, islamische Prototerroristen und große Gebäude zu meiden. Ich werde immer wieder darauf hingewiesen, dass es doch wichtig für uns sei, praktisch zu denken und greifbare Maßnahmen umzusetzen, statt über das Wissen zu »theoretisieren«. Die Geschichte der Maginot-Linie zeigt, dass wir darauf konditioniert sind, spezifisch zu sein. Nach dem Ersten Weltkrieg errichteten die Franzosen entlang dem Weg, auf dem die Deutschen in ihr Land eingefallen waren, ein Befestigungssystem, um zu verhindern, dass sich so etwas wiederholte. Doch Hitler umging es (beinahe) mühelos. Die Franzosen hatten sich sehr eingehend mit der Geschichte befasst, aber leider mit zu viel Präzision gelernt. Sie waren zu praxisbezogen und übermäßig auf ihre eigene Sicherheit fokussiert.

Wir lernen nicht spontan, dass *wir nicht lernen, dass wir nicht lernen*. Das Problem liegt in der Struktur unseres Verstands: Wir lernen keine Regeln, sondern nur Fakten. Wir sind offenbar nicht gut darin, uns Metaregeln (wie die Regel, dass wir dazu neigen, keine Regeln zu lernen) anzueignen. Wir verachten das Abstrakte, und zwar leidenschaftlich.

Weshalb ist das so? Hier muss ich, wie auch sonst in diesem Buch, die traditionellen Ansichten auf den Kopf stellen und zeigen, dass sie auf unsere moderne, komplexe und zunehmend *rekursive* Umgebung einfach nicht anwendbar sind.*

* »Rekursiv« bedeutet hier, dass es in der Welt, in der wir leben, immer mehr Rückkopplungsschleifen gibt, sodass Ereignisse zur Ursache weiterer Ereignisse werden (ein Beispiel: Leute kaufen ein Buch, *weil* andere Leute es gekauft haben), und Schneeball- und willkürliche, unvorhersehbare globale »Der Gewinner

Es gibt jedoch eine tiefere Frage: Wofür ist unser Verstand gemacht? Es sieht so aus, als hätten wir die falsche Bedienungsanleitung. Unser Verstand ist offenbar nicht für das Denken und die Introspektion gemacht. Sonst wären die Dinge heute für uns einfacher, aber dann wären wir gar nicht hier, und ich könnte nicht darüber sprechen – mein introspektiver und intensiv nachdenkender Vorfahr, der nicht viel auf die Tatsachen gab, wäre dann nämlich von einem Löwen gefressen worden, während sein nicht denkender, aber schneller reagierender Cousin die Beine in die Hand genommen und Schutz gesucht hätte. Denken ist ja schließlich eine zeitraubende Aktivität und generell eine große Energieverschwendung; unsere Vorfahren brachten über 100 Millionen Jahre als nicht denkende Säugetiere zu, und wir haben unseren Verstand in der Millisekunde unserer Geschichte, in der wir ihn benutzt haben, für Themen eingesetzt, die zu sehr am Rande lagen, um von Bedeutung zu sein. Die Evidenz zeigt, dass wir viel weniger denken, als wir glauben – außer natürlich, wenn wir darüber nachdenken.

Eine neue Art von Undankbarkeit

Es stimmt mich sehr traurig, an die Menschen zu denken, die von der Geschichte schlecht behandelt wurden. Die *Poètes maudits*, wie Edgar Allan Poe und Arthur Rimbaud, wurden von der Gesellschaft verachtet, später aber verehrt und den Schulkindern eingetrichtert. (Es gibt sogar Schulen, die nach Schulabbrechern benannt wurden.) Diese Anerkennung kam leider ein bisschen zu spät, um den Dichtern einen Serotoninstoß zu verschaffen oder ihrem Liebesleben auf der Erde einen Schub zu geben. Manche Helden wurden allerdings noch schlechter behandelt – die ganz traurige Kategorie der Menschen, die uns das

bekommt alles«-Effekte entstehen. In unserer heutigen Umgebung fließen die Informationen zu schnell und beschleunigen solche Epidemien. Ereignisse können auch eintreten, *weil* wir das nicht erwarten. (Unsere Intuition wurde für eine Umgebung mit einfacheren Ursachen und Wirkungen und sich langsam bewegenden Informationen gemacht.) Im Pleistozän war das sozioökonomische Leben viel einfacher, damals war diese Form der Zufälligkeit noch nicht vorherrschend.

Leben gerettet oder uns vor Katastrophen bewahrt haben, ohne dass wir das wissen. Sie haben keine Spuren hinterlassen und wussten nicht einmal, was sie vollbrachten. Wir erinnern uns an die Märtyrer, die für eine Sache gestorben sind, von der wir wissen, aber nie an diejenigen, deren Beitrag genauso effektiv war, uns aber nicht bekannt ist – gerade weil sie Erfolg hatten. Angesichts dieser anderen Art von Undankbarkeit verblasst unsere Undankbarkeit gegenüber den *Poètes maudits* völlig. Hier handelt es sich nämlich um eine viel schlimmere Form: das Gefühl der Nutzlosigkeit seitens des verkannten Helden. Das möchte ich durch ein Gedankenexperiment verdeutlichen.

Lassen Sie uns annehmen, dass es einem Gesetzgeber mit Mut, Einfluss, Verstand, Weitblick und Beharrlichkeit gelingt, ein Gesetz zu erlassen, das am 10. September 2001 in Kraft tritt. Für alle Cockpits sind jetzt kugelsichere Türen vorgeschrieben (was die Fluggesellschaften, die ohnehin zu kämpfen haben, eine ziemliche Stange Geld kosten wird), die ständig verschlossen zu halten sind – für den Fall, dass Terroristen beschließen, das World Trade Center in New York mit Flugzeugen anzugreifen. Ich weiß, dass das verrückt ist, aber es ist ja nur ein Gedankenexperiment (mir ist bewusst, dass es einen Gesetzgeber mit Mut, Einfluss, Verstand, Weitblick und Beharrlichkeit vielleicht gar nicht gibt; darum geht es mir hier doch). Beim Personal der Fluggesellschaften stößt dieses Gesetz nicht auf Begeisterung, da es ihm die Arbeit erschwert. Es hätte das, was dann am 11. September geschah, aber mit Sicherheit verhindert.

Der Person, die die Schlösser an den Cockpittüren durchsetzte, werden keine Denkmäler auf öffentlichen Plätzen errichtet, und ihr Verdienst wird auch nicht in ihrem Nachruf erwähnt: »Joe Smith, der dazu beigetragen hat, die Katastrophe vom 11. September zu verhindern, ist einem Leberleiden erlegen.« Die Öffentlichkeit, die ja sehen wird, dass seine Maßnahme völlig überflüssig und reine Geld- und Energieverschwendung war, könnte ihn – mit massiver Unterstützung der Piloten – sogar aus seinem Amt jagen. *Vox clamantis in deserto*. Er wird deprimiert abtreten, mit dem Gefühl, völlig versagt zu haben, und wird unter dem Eindruck sterben, nichts Nützliches getan zu haben. Ich würde ja gern zu seiner Beerdigung gehen, liebe Leser, aber ich kann

ihn nicht finden. Dabei kann Anerkennung so viel Auftrieb geben. Sie können mir glauben: Selbst diejenigen, die ehrlich sagen, sie würden nichts von Anerkennung halten und die Arbeit von ihren Früchten unterscheiden, bekommen davon einen Serotoninstoß. So schlecht wird der stille Held behandelt: Nicht einmal sein eigenes Hormonsystem liefert ihm eine Belohnung!

Denken Sie jetzt noch einmal an die Ereignisse vom 11. September 2001. Wer heimste danach die Anerkennung ein? Die Leute, die man im Fernsehen bei der Vollbringung heroischer Taten sah, und diejenigen, die sich bemühten, dort den Eindruck zu erwecken, sie würden heroische Taten vollbringen. Zur zweiten Kategorie gehören Menschen wie Richard Grasso, Chairman der New Yorker Aktienbörse, der »die Börse rettete« und dafür eine gigantische Prämie bekam (eine Summe, die *mehreren Tausend* Durchschnittsgehältern entsprach). Er brauchte nichts anderes zu tun, als vor den Fernsehkameras die Eröffnungsglocke läuten zu lassen. Wir werden noch sehen, dass das Fernsehen der Träger von Ungerechtigkeit und eine der Hauptursachen für die Blindheit gegenüber Schwarzen Schwänen ist.

Wer wird belohnt, der Notenbankchef, der eine Rezession verhindert, oder derjenige, der kommt, um die Fehler seines Vorgängers »auszubügeln«, und zufällig während einer wirtschaftlichen Erholung im Amt ist? Wer ist wertvoller, der Politiker, der einen Krieg vermeiden kann, oder derjenige, der einen neuen anfängt (und das Glück hat, ihn zu gewinnen)?

Das ist die gleiche logische Umkehrung, die wir schon beim Wert von dem, was wir nicht wissen, gesehen haben: Jeder weiß, dass wir mehr Vorbeugung als Behandlung brauchen, doch kaum jemand belohnt Vorbeugungsmaßnahmen. Wir glorifizieren jene, deren Namen in die Geschichtsbücher eingegangen sind, auf Kosten derjenigen, über die unsere Bücher schweigen. Wir sind nicht nur eine oberflächliche Rasse (das ließe sich wohl bis zu einem gewissen Grad ändern), sondern zudem eine sehr ungerechte.

Das Leben ist sehr ungewöhnlich

In diesem Buch geht es um Ungewissheit. Für mich *bedeutet* das seltene Ereignis Ungewissheit. Es mag übertrieben klingen, dass wir grundsätzlich die seltenen und extremen Ereignisse untersuchen müssen, um die häufigen verstehen zu können, doch ich sehe das so: Man kann sich Phänomenen auf zwei Weisen nähern. Zum einen kann man das Außergewöhnliche ausschließen und sich auf das »Normale« konzentrieren, also »Ausreißer« beiseitelassen und sich mit den üblichen Fällen befassen. Die zweite Methode beruht auf der Überzeugung, dass man Phänomene nur verstehen kann, wenn man sich zuerst mit den Extremfällen beschäftigt – vor allem, wenn sie, wie Schwarze Schwäne, eine enorme kumulative Wirkung haben.

Das Übliche interessiert mich nicht besonders. Wenn man etwas über das Temperament, die ethischen Grundsätze und die persönliche Eleganz eines Freundes wissen möchte, muss man sich ansehen, wie er sich unter schwierigen Umständen verhält, nicht im rosigen Glanz des täglichen Lebens. Welche Gefahr ein Verbrecher darstellt, kann man nicht nur danach beurteilen, was er an einem *normalen* Tag tut. Die Gesundheit können wir nur verstehen, wenn wir uns auch mit schweren Krankheiten und Epidemien befassen. Das Normale ist oft ohne Bedeutung.

Nahezu alles im sozialen Leben wird durch die seltenen, aber folgenschweren Erschütterungen und Sprünge hervorgerufen. Dennoch konzentrieren sich fast alle, die sich eingehender mit dem sozialen Leben befassen, auf das »Normale« und benutzen für ihre Schlussfolgerungen »Glockenkurven«-Methoden, die uns so gut wie gar nichts sagen. Weshalb das so ist? Weil die Glockenkurve große Abweichungen ignoriert und nicht mit ihnen umgehen kann, uns aber das Gefühl gibt, wir hätten die Ungewissheit gebändigt. Ich werde sie in diesem Buch auch GIB nennen, *Großer Intellektueller Betrug*.

Wo die Schwarzen Schwäne herkommen

Als im ersten Jahrhundert nach Christus der Aufstand der Juden begann, beruhte deren Zorn zu einem erheblichen Teil darauf, dass die Römer unbedingt eine Statue von Caligula in ihrem Tempel in Jerusalem aufstellen wollten, im Gegenzug für die Platzierung einer Statue des jüdischen Gottes Jahwe in ihren eigenen Tempeln. Die Römer erkannten nicht, dass das, was die Juden (und die späteren levantinischen Monotheisten) unter *Gott* verstanden, abstrakt und allumfassend war und nichts mit der anthropomorphen, zu menschlichen Darstellung zu tun hatte, die die Römer im Kopf hatten, wenn sie *deus* sagten. Der entscheidende Punkt war, dass der Gott der Juden sich nicht symbolisch darstellen ließ. Und das, was viele Leute als »unbekannt«, »unwahrscheinlich« oder »ungewiss« bezeichnen, ist für mich auch nicht dasselbe; es ist keine konkrete, präzise Wissenskategorie, sondern das Gegenteil: das Fehlen (und die Beschränkungen) der Erkenntnis. Wir müssen lernen, Begriffe, die zur Beschreibung des Wissens dienen sollen, nicht zur Beschreibung seines Gegenteils zu benutzen.

Was ich *Platonität* nenne, nach den Ideen (und der Persönlichkeit) des Philosophen Plato, ist unsere Neigung, die Karte fälschlich für das Territorium zu halten, uns auf reine und gut definierte »Formen« zu konzentrieren, ob es sich nun um Objekte (wie Dreiecke), soziale Konzepte (wie Utopien, Gesellschaften, die nach einem Plan von dem, was »sinnvoll ist«, aufgebaut sind) oder sogar Nationalitäten handelt. Wenn diese fest umrissenen Konstrukte unseren Kopf bevölkern, geben wir ihnen den Vorzug vor nicht so eleganten Objekten, vor den Objekten mit unordentlicheren Strukturen, die sich nicht so leicht nachziehen lassen (diese Idee werde ich das ganze Buch hindurch weiter ausarbeiten).

Die Platonität lässt uns glauben, wir würden mehr verstehen, als der Fall ist. Das geschieht allerdings nicht überall. Ich will nicht sagen, dass Platos Formen nicht existieren. Modelle und Konstruktionen, die intellektuellen Karten der Realität, sind nicht immer falsch, sondern nur bei manchen spezifischen Anwendungen. Das Problem

ist zum einen, dass wir nicht vorher (sondern erst hinterher) wissen, *wo* die Karte falsch ist, und zum anderen, dass die Fehler schwerwiegende Konsequenzen haben können. Diese Modelle sind wie Medikamente, die durchaus helfen können, aber zufällige, sehr schlimme Nebenwirkungen haben.

Der *platonische Graben* ist die explosive Grenze, wo die platonische Denkweise mit der unordentlichen Realität in Kontakt kommt, wo die Kluft zwischen dem, was wir wissen, und dem, was wir zu wissen glauben, gefährlich groß wird. Genau hier werden Schwarze Schwäne produziert.

Zu langweilig, um darüber zu schreiben

Der berühmte Regisseur Luchino Visconti soll darauf geachtet haben, dass geschlossene Schachteln, in denen sich Schmuck befinden sollte, in seinen Filmen und Inszenierungen tatsächlich echten Schmuck enthielten. Das könnte eine effektive Weise sein, dafür zu sorgen, dass die Schauspieler wirklich in ihrer Rolle aufgehen. Meiner Ansicht nach könnte Viscontis Geste auch auf einem schlichten Gefühl für Ästhetik und dem Streben nach Authentizität beruhen – vielleicht fühlt es sich nicht richtig an, den Zuschauer zu täuschen.

Bei diesem Buch handelt es sich um einen Essay, in dem eine primäre Idee zum Ausdruck gebracht wird, nicht um das Recycling oder die Neuverpackung der Gedanken von anderen. Ein Essay ist eine impulsive Meditation, kein wissenschaftlicher Bericht. Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich hier einige an sich naheliegende Themen auslasse; ich finde, dass das, was mir zu langweilig ist, um darüber zu schreiben, dem Leser auch zu langweilig sein könnte. (Außerdem kann ich so vielleicht das nicht Wesentliche herausfiltern.)

Talk is cheap. Jemand, der an der Universität zu viele Philosophie-kurse (oder vielleicht auch nicht genug) belegt hat, könnte einwenden, die Sichtung eines Schwarzen Schwans würde die Theorie, dass *alle Schwäne weiß sind*, nicht widerlegen; so ein Vogel sei nämlich gar kein Schwan, da das Weißsein die essenzielle Eigenschaft eines Schwans

sei. Wer zu viel Wittgenstein (und Werke über Kommentare zu Wittgenstein) liest, könnte tatsächlich den Eindruck haben, dass Sprachprobleme wichtig sind. Sie können mit Sicherheit wichtig sein, wenn man in den philosophischen Fakultäten bekannt werden will. Wir, die Praktiker und Entscheider in der realen Welt, *beschäftigen uns damit nur am Wochenende*. Wie ich in Kapitel XVIII erläutern werde, haben diese Feinheiten trotz ihres intellektuellen Reizes im Gegensatz zu substanzielleren (aber vernachlässigten) Dingen von Montag bis Freitag keine schwerwiegenden Auswirkungen. Die Leute im Klassenzimmer oder Hörsaal, die bisher nicht viele wirkliche Situationen erlebt haben, in denen angesichts von Ungewissheit Entscheidungen gefällt werden mussten, erkennen nicht, was wichtig ist und was nicht – nicht einmal diejenigen, die sich auf die Unsicherheit spezialisiert haben (oder gerade diejenigen, die sich auf die Unsicherheit spezialisiert haben).

Was ich die Praxis der Ungewissheit nenne, kann Piraterie, Spekulation mit Gütern, professionelles Glücksspiel, die Arbeit in manchen Zweigen der Mafia oder schlicht serielles Unternehmertum sein. Daher wende ich mich nachdrücklich gegen »sterilen Skeptizismus«, die Art, gegen die wir nichts machen können, und gegen die extrem theoretischen Sprachprobleme, die einen großen Teil der modernen Philosophie für das, was man spöttisch die »breite Öffentlichkeit« nennt, weitgehend bedeutungslos gemacht haben. (Früher waren die wenigen Philosophen und Denker, die sich nicht selbst ernähren konnten, auf die Unterstützung eines Förderers angewiesen. Heute sind die Akademiker in den abstrakten Disziplinen von der Ansicht ihrer Kollegen abhängig, ohne Überprüfung von außen, was hin und wieder zu dem gravierenden pathologischen Ergebnis führt, dass ihre Arbeit zu engstirnigen Tüchtigkeitswettbewerben wird. Das alte System hatte zwar durchaus seine Mängel, sorgte aber zumindest für einen gewissen Relevanzstandard.)

Die Philosophin Edna Ullmann-Margalit hat in diesem Buch einen inneren Widerspruch entdeckt und mich aufgefordert, die Verwendung der präzisen Metapher des Schwarzen Schwanz zur Beschreibung des Unbekannten, des Abstrakten und des unpräzise Unsicheren zu rechtfertigen – weißer Raben, rosafarbener Elefanten oder ver-

dampfender Bewohner eines fernen Planeten, der Tau Ceti umkreist. Sie hat mich tatsächlich auf frischer Tat ertappt. Es gibt hier einen Widerspruch! Dieses Buch ist eine Geschichte, und ich ziehe es vor, Geschichten und Metaphern zu benutzen, um zu zeigen, wie leichtgläubig wir im Hinblick auf Geschichten sind und dass wir die gefährliche Verdichtung von Erzählungen bevorzugen.

Um eine Geschichte zu ersetzen, braucht man eine Geschichte. Metaphern und Geschichten sind (leider) viel stärker als Ideen. Außerdem kann man sie leichter behalten, und es macht mehr Spaß, sie zu lesen. Wenn ich mich gegen das wenden muss, was ich die narrativen Disziplinen nenne, ist die Erzählung meine beste Waffe.

Ideen kommen und gehen, Geschichten bleiben.

Resümee

Das Untier in diesem Buch ist weder die Glockenkurve noch der Statistiker, der sich selbst betrügt, und auch nicht der platonisierte Geisteswissenschaftler, der Theorien braucht, um sich etwas vorzumachen. Nein, es ist der Drang, uns auf das zu »fokussieren«, was für uns einen Sinn ergibt. Das heutige Leben auf unserem Planeten erfordert viel mehr Fantasie, als uns mitgegeben wurde. Es fehlt uns an Fantasie, und wir unterdrücken sie bei anderen.

Beachten Sie bitte, dass ich bei diesem Buch nicht mit der bestialischen Methode arbeite, zur Bestätigung selektive »Beweise« anzuführen. Aus Gründen, die ich in Kapitel V erklären werde, bezeichne ich eine derartige Flut von Beispielen als naiven Empirismus – Reihen von Anekdoten, die ausgewählt wurden, weil sie zu einer Geschichte passen, stellen keine Beweise dar. Wer nach Bestätigung sucht, wird immer genug finden, um sich selbst zu täuschen* – und seine Kolle-

* Es ist auch naiver Empirismus, zur Untermauerung irgendeiner Argumentation Reihen beredsamer bestätigender Zitate von toten Autoritäten anzuführen. Wenn man danach sucht, kann man immer jemand finden, der eine wohlklingende Feststellung gemacht hat, die den eigenen Standpunkt stützt; außerdem ist es bei jedem Thema möglich, einen anderen toten Denker zu finden, der genau das

gen zweifellos auch. Die Idee vom Schwarzen Schwan beruht auf der Struktur der Zufälligkeit in der empirischen Realität.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: In diesem (persönlichen) Essay riskiere ich meinen Kopf und stelle eine Behauptung auf, die vielen unserer Denkgewohnheiten zuwiderläuft: dass unsere Welt vom Extremen, Unbekannten und sehr Unwahrscheinlichen (unwahrscheinlich nach unserem jetzigen Wissensstand) beherrscht wird. Leider wenden wir unsere Zeit ständig für oberflächliche Gespräche auf und konzentrieren uns auf das Bekannte und das, was sich wiederholt. Wir müssen jedoch den Extremfall als Ausgangspunkt benutzen, wir dürfen ihn nicht als Ausnahme behandeln, die man unter den Teppich kehren kann. Ich stelle außerdem die kühnere (und ärgerlichere) Behauptung auf, dass die Zukunft sich trotz unserer Fortschritte und unseres wachsenden Wissens – oder vielleicht *wegen* unserer Fortschritte und unseres wachsenden Wissens – immer weniger vorhersagen lassen wird. Die menschliche Natur und die Gesellschafts-«Wissenschaften» scheinen sich aber dazu verschworen zu haben, das vor uns zu verbergen.

Überblick

Dieses Buch ist nach einer einfachen Logik aufgebaut: Ich bewege mich von dem, was man als (vom Thema und von der Behandlung her) rein literarisch bezeichnen kann, zu dem, was man als völlig wissenschaftlich (vom Thema, wenn auch nicht von der Behandlung her) betrachten kann. Die Psychologie wird besonders in Teil 1 und am Anfang von Teil 2 eine Rolle spielen; mit der Wirtschaft und den Naturwissenschaften befaße ich mich überwiegend in der zweiten Hälfte von Teil 2 und in Teil 3. In Teil 1, »Umberto Ecos Antibibliothek«, geht es vor allem darum, wie wir historische und aktuelle Ereignisse wahrnehmen und zu welchen Verzerrungen es dabei kommt. In Teil 2, »Wir können einfach keine Vorhersagen machen«, befaße ich mich

Gegenteil gesagt hat. Fast alle meine Zitate, die nicht von Yogi Berra sind, stammen von Menschen, deren Ansichten ich nicht teile.

mit unseren Fehlern beim Umgang mit der Zukunft und den unter der Decke gehaltenen Beschränkungen mancher »Wissenschaften« – und damit, was wir dagegen tun können. In Teil 3, »Die Grauen Schwäne von Extremistan«, dringe ich tiefer in das Thema der Extremfälle ein, erläutere, wie die Glockenkurve (der große intellektuelle Betrug) erzeugt wird, und beschäftige mich mit den Ideen in den Natur- und Gesellschaftswissenschaften, die in die Schublade mit dem Etikett »Komplexität« gestopft werden. Teil 4, »Schluss«, ist ganz kurz.

Dieses Buch zu schreiben hat mir unerwartet viel Freude gemacht – im Grunde hat es sich selbst geschrieben. Ich hoffe, dass es dem Leser auch viel Freude machen wird. Ich muss zugeben, dass ich nach den Zwängen, die ein aktives und geschäftiges Leben mit sich bringt, süchtig nach diesem Rückzug in reine Ideen wurde. Nach dem Erscheinen des Buchs möchte ich den Lärm der öffentlichen Aktivitäten hinter mir lassen und in völliger Stille über meine philosophisch-wissenschaftliche Idee nachdenken.

Teil 1

Umberto Ecos Antibibliothek Oder: Unsere Suche nach Bestätigung

Der Schriftsteller Umberto Eco gehört zu der kleinen Klasse von Akademikern, die enzyklopädisch, erkenntnisreich und nicht langweilig sind. Er besitzt eine große Privatbibliothek mit 30000 Büchern und unterteilt seine Besucher in zwei Kategorien: diejenigen, die mit »Oo-oooh! Signore *professore dottore* Eco, was für eine Bibliothek! Wie viele von diesen Büchern haben Sie denn gelesen?« reagieren, und die anderen (eine sehr kleine Minderheit), die begreifen, dass eine Privatbibliothek kein Anhängsel zum Aufpolieren des Egos ist, sondern der Forschung dient. Gelesene Bücher sind längst nicht so wertvoll wie ungelesene. Eine Bibliothek sollte so viel von dem, *was man nicht weiß*, enthalten, wie der Besitzer angesichts seiner finanziellen Mittel, der Hypothekenzahlungen und des derzeit angespannten Immobilienmarkts hineinstellen kann. Je älter er wird, desto mehr Wissen und Bücher wird er anhäufen, und die wachsende Zahl der ungelesenen Bücher in den Regalen wird ihn drohend anblicken. Die Reihen der ungelesenen Bücher werden sogar umso länger, je mehr er weiß. Eine derartige Sammlung ungelesener Bücher wollen wir eine *Antibibliothek* nennen.

Wir behandeln unser Wissen gern als persönliches Eigentum, das es zu schützen und zu verteidigen gilt. Es ist ein Ornament, das es uns erlaubt, in der Hackordnung aufzusteigen. Die Neigung, Ecos Einstellung gegenüber seiner Bibliothek durch die Fokussierung auf das Bekannte zu verkennen, ist also ein Bias, der sich auf unsere geistigen Prozesse erstreckt. Die Leute laufen ja nicht mit Antilebensläufen herum, in denen sie angeben, was sie nicht studiert und womit sie keine Erfahrung haben (das ist die Aufgabe ihrer Konkurrenten) – aber es wäre schön, wenn sie das machen würden. Wir müssen nicht nur die

Logik der Bibliotheken auf den Kopf stellen, sondern auch das Wissen selbst. Schwarze Schwäne entstehen dadurch, dass wir die Wahrscheinlichkeit von Überraschungen, jene ungelesenen Bücher, nicht richtig verstehen, weil wir das, was wir wissen, ein bisschen zu ernst nehmen.

Menschen, die sich auf die ungelesenen Bücher konzentrieren und sich bemühen, ihr Wissen nicht als Schatz, als Besitz oder als Mittel zur Steigerung ihrer Selbstachtung zu behandeln, wollen wir als skeptische Empiriker bezeichnen.

In diesem Teil befaße ich mich mit der Frage, wie wir Menschen mit Wissen umgehen – und damit, dass wir das Anekdotische dem Empirischen vorziehen. Kapitel I präsentiert den Schwarzen Schwan im Rahmen der Geschichte meiner eigenen Besessenheit. In Kapitel III werde ich einen zentralen Unterschied zwischen den beiden Arten der Zufälligkeit herausarbeiten. In Kapitel IV kehre ich kurz zum Problem des Schwarzen Schwans in seiner ursprünglichen Form zurück: dass wir aus dem, was wir sehen, allzu gern allgemeine Schlussfolgerungen ziehen. Dann präsentiere ich die wichtigsten Facetten dieses Problems: dass wir dazu neigen, den jungfräulichen Teil der Bibliothek unverdientermaßen zu verachten (die Tendenz, das zu betrachten, was unser Wissen bestätigt, nicht unsere Unwissenheit; *Bestätigungsfehler*, Kapitel V); dass wir uns durch Geschichten und Anekdoten selbst täuschen (*narrative Verzerrung*, Kapitel VI); dass unsere Gefühle uns bei unseren Schlussfolgerungen in die Quere kommen (Kapitel VII); und die Tricks, durch die die Geschichte Schwarze Schwäne vor uns verbirgt (*Problem der stummen Zeugnisse*, Kapitel VIII). In Kapitel IX geht es dann um den tödlichen Irrtum, Wissen auf der Welt der Spiele aufzubauen.

Kapitel I

Lehrjahre eines empirischen Skeptikers

Anatomie eines Schwarzen Schwans – Das Triplet der Opazität – Bücher rückwärts lesen – Der Rückspiegel – Alles wird erklärbar – Sprechen Sie immer mit dem Fahrer (mit Vorsicht!) – Die Geschichte kriecht nicht dahin, sie springt – »Es kam so unerwartet!« – Zwölf Stunden Schlaf

Da dieses Buch keine Autobiografie ist, werde ich die Kriegsszenen auslassen. Das würde ich sogar machen, wenn es sich um eine Autobiografie handeln würde. Mit Actionfilmen und den Memoiren von Abenteurern, die besser und geschickter waren als ich selbst, kann ich nicht mithalten. Deshalb werde ich mich auf meine Spezialgebiete beschränken: Zufall und Ungewissheit.

Anatomie eines Schwarzen Schwans

An der östlichen Mittelmeerküste, Syria Libanensis oder Libanon-gebirge genannt, hatte über ein Jahrtausend lang mindestens ein Dutzend verschiedener Religionsgemeinschaften und Volksgruppen friedlich zusammengelebt – das funktionierte wie von Zauberhand. Das Gebiet glich mehr den großen Städten im östlichen Mittelmeerraum (der Levante) als den anderen Teilen im Inneren des Nahen Ostens (durch das gebirgige Terrain konnte man sich leichter per Schiff als über Land bewegen). Die levantinischen Städte trieben regen Handel. Die Menschen hielten sich beim Umgang miteinander an ein klares Protokoll. Sie bewahrten einen Frieden, der für

den Handel förderlich war, und die verschiedenen Gemeinden unterhielten freundschaftliche Beziehungen. Dieses Jahrtausend des Friedens wurde nur durch gelegentliche kleine Reibereien *innerhalb* der moslemischen und christlichen Gemeinden unterbrochen, kaum zwischen Christen und Moslems. Während die Städte Handel trieben und überwiegend hellenistisch waren, hatten sich in den Bergen religiöse Minderheiten niedergelassen, die behaupteten, sowohl vor der byzantinischen als auch vor der moslemischen Orthodoxie geflohen zu sein. Gebirgsgebiete sind ideale Zufluchtsorte für Minderheiten. Der Feind ist dann allerdings der andere Flüchtling, der das zerklüftete Land ebenfalls für sich beansprucht. Das dortige Mosaik der Kulturen und Religionen galt als Paradebeispiel für Koexistenz: Christen aller Art (Maroniten, Armenier, griechisch-syrische Byzantinisch-Orthodoxe, sogar byzantinische Katholiken sowie die wenigen Römisch-Katholischen, die von den Kreuzzügen übrig geblieben waren), Moslems (Schiiten und Sunniten), Drusen und ein paar Juden. Es galt als selbstverständlich, dass die Menschen dort lernten, tolerant zu sein. Ich erinnere mich noch gut daran, dass man uns in der Schule lehrte, wir seien viel zivilisierter und klüger als die Leute auf dem Balkan, die nicht nur nicht badeten, sondern auch Opfer von störrischen Kämpfen wurden. Es schien ein stabiles Gleichgewicht zu herrschen, das sich aus einer historischen Neigung zu Verbesserung und Toleranz entwickelt hatte. Die Wörter *Balance* und *Gleichgewicht* wurden oft benutzt.

Beide Seiten meiner Familie stammen aus der griechisch-syrischen Gemeinde, dem letzten byzantinischen Vorposten im nördlichen Syrien, zu dem auch das Land gehörte, das heute Libanon genannt wird. Die Byzantiner bezeichneten sich in den lokalen Sprachen als »Römer« – *Roumi* (Plural *Roum*). Wir kommen aus dem Olivenanbauggebiet am Fuße des Libanongebirges – wir jagten die maronitischen Christen in der berühmten Schlacht von Amioun, dem Dorf meiner Vorfahren, in die Berge. Seit dem Einfall der Araber im siebten Jahrhundert hatten wir in Frieden mit den Moslems gelebt und Handel mit ihnen getrieben. Es hatte lediglich hin und wieder Scharmützel mit den libanesischen maronitischen Christen aus den Bergen gegeben. Auf-

grund einer entwürdigenden Übereinkunft zwischen den arabischen Herrschern und den byzantinischen Kaisern schafften wir es, an beide Seiten Steuern zu zahlen und von beiden Seiten Schutz gewährt zu bekommen. So gelang es uns, über ein Jahrtausend in Frieden und fast ohne Blutvergießen zu leben. Unser letztes wirkliches Problem waren die späteren Kreuzfahrer, die viel Unruhe stifteten, nicht die moslemischen Araber. Die Araber, die sich offenbar nur für die Kriegführung (und die Poesie) interessierten, und später die osmanischen Türken, die sich offenbar nur für die Kriegführung (und ihr Vergnügen) interessierten, überließen uns die uninteressante Durchführung des Handels und die ungefährlichere Ausübung der Gelehrsamkeit (wie die Übersetzung aramäischer und griechischer Texte).

Das Libanon genannte Land, zu dem wir im frühen 20. Jahrhundert nach dem Fall des Osmanischen Reiches plötzlich gehörten, schien nach allen Maßstäben ein stabiles Paradies zu sein. Es wurde außerdem so zugeschnitten, dass die Bevölkerung überwiegend aus Christen bestand. Man redete den Menschen dort ein, der Nationalstaat sei eine Einheit.* Die Christen hegten die Überzeugung, sie seien Ursprung und Zentrum von dem, was unscharf als westliche Kultur bezeichnet wird, noch dazu mit einem Fenster zum Osten. In einem klassischen Fall von statischem Denken beachtete niemand die Unterschiede bei der Geburtenrate, die zwischen den Gemeinden bestanden. Man ging davon aus, dass es immer eine leichte christliche Mehrheit geben würde. Da man den Levantinern die römische Staatsbürgerschaft gewährt hatte, konnte Paulus, ein Syrer, uneingeschränkt durch die damalige Welt reisen. Die Menschen hatten das Gefühl, mit allem verbunden zu sein, zu dem sich eine Verbindung lohnte; die Gegend war unheimlich weltoffen, mit einem sehr kultivierten Lebensstil, einer blühenden Wirtschaft und einem milden Klima wie in Kalifornien; über dem Mittelmeer ragten schneebedeckte Berge auf. Die Levante zog eine bunte Mischung von Menschen an: Spione (sowohl aus der Sowjet-

* Es ist erstaunlich, wie schnell und effektiv man durch eine Flagge, ein paar Reden und eine Nationalhymne eine Nationalität konstruieren kann. Ich vermeide die Bezeichnung »Libanese« bis heute und ziehe das nicht so restriktive »Levantin« vor.

union als auch aus dem Westen), Prostituierte (Blondinen), Schriftsteller, Dichter, Drogenhändler, Abenteurer, Spielsüchtige, Tennisspieler, Après-Skier und Händler – alles Berufe, die sich gegenseitig ergänzen. Viele Leute verhielten sich, als wären sie in einem alten James-Bond-Film oder in den Tagen, als Playboys rauchten, tranken und, statt ins Fitnessstudio zu gehen, Beziehungen zu guten Schneidern pflegten.

Das Hauptattribut von Paradiesen war vorhanden: Es hieß, die Taxifahrer seien höflich (zu mir allerdings nicht, falls mein Gedächtnis mich nicht trügt). Es könnte natürlich sein, dass der Ort im Rückblick, in der Erinnerung, verklärt wird.

Ich war noch zu jung, um die Freuden des Paradieses zu genießen; ich wurde ein rebellischer Idealist und entwickelte schon sehr früh einen asketischen Geschmack, dem die ostentative Zurschaustellung von Wohlstand und damit das unverblümete Streben nach Luxus in der levantinischen Kultur und ihre Besessenheit von monetären Dingen zuwider waren.

Als Jugendlicher konnte ich es nicht abwarten, in eine Großstadt zu gehen, wo es weniger James-Bond-Typen gab. Ich erinnere mich aber daran, dass ich in der intellektuellen Atmosphäre etwas Besonderes spürte. Ich ging auf das französische Lycée, das eine der höchsten Erfolgsraten beim *baccalauréat* (dem Gegenstück zum deutschen Abitur) aufwies, sogar beim Fach Französisch. Dort wurde ein ziemlich reines Französisch gesprochen: Wie im vorrevolutionären Russland sprach und schrieb die Klasse der levantinischen christlichen und jüdischen Patrizier (von Istanbul bis Alexandria) formales Französisch als Sprache der Abhebung. Die Privilegiertesten wurden auf Schulen in Frankreich geschickt, wie meine beiden Großväter – mein Namensvater von der väterlichen Seite 1912, der Vater meiner Mutter 1929. Zwei Jahrtausende früher benutzten die versnobten levantinischen Patrizier, vom gleichen Instinkt der sprachlichen Abgrenzung getrieben, beim Schreiben statt der Umgangssprache Aramäisch das Griechische. (Das *Neue Testament* wurde im schlechten örtlichen Patriziergriechisch unserer Hauptstadt Antiochia verfasst, was Nietzsche zu dem Ausruf veranlasste, Gott habe schlechtes Griechisch gesprochen.) Nach dem Niedergang des Hellenismus benutzten sie dann das Ara-

bische. Die Gegend galt daher nicht nur als »Paradies«, sondern auch als wundersamer Kreuzungspunkt der Kulturen, die oberflächlich als »östliche« und »westliche« bezeichnet werden.

Weshalb es gut ist, zu seinen Überzeugungen zu stehen

Mein Ethos wurde geprägt, als man mich mit 15 ins Gefängnis steckte, weil ich (angeblich) bei Schüler- und Studentenkrawallen einen Polizisten mit einer Betonplatte angegriffen hatte. Dieser Vorfall hatte seltsame Auswirkungen, da mein Großvater damals als Innenminister die Anordnung unterzeichnete, unseren Aufstand niederzuschlagen. Einer der Aufrührer wurde getötet, als ein Polizist, der von einem Stein am Kopf getroffen worden war, in Panik geriet und blindlings auf uns schoss. Ich erinnere mich daran, dass ich mich im Zentrum des Aufstands befand und von großer Befriedigung darüber erfüllt wurde, dass ich verhaftet worden war, während meine Freunde sowohl vor dem Gefängnis als auch vor ihren Eltern zitterten. Wir jagten der Regierung so viel Angst ein, dass sie uns eine Amnestie gewährte.

Ich hatte gezeigt, dass ich zu meiner Überzeugung stehen konnte, und war keinen Zentimeter zurückgewichen, um andere nicht zu »verletzen« oder ihnen keine Schwierigkeiten zu bereiten. Das hatte ein paar augenfällige Vorteile. Ich war sehr wütend, und es war mir gleichgültig, was meine Eltern (und mein Großvater) von mir hielten. Das führte dazu, dass sie große Angst vor *mir* hatten, und daher konnte ich es mir nicht leisten, einen Rückzieher zu machen oder auch nur zu blinzeln. Wenn ich meine Beteiligung an den Unruhen verheimlicht hätte (wie viele meiner Freunde) und dann aufgefliegen wäre, statt offen die Stirn zu bieten, hätte man mich mit Sicherheit als schwarzes Schaf behandelt. Es ist eine Sache, sich kosmetisch gegen Autorität aufzulehnen, indem man unkonventionelle Kleidung trägt (die Sozialwissenschaftler und Ökonomen nennen das »billige Signale setzen«), aber eine ganz andere, unter Beweis zu stellen, dass man bereit ist, gemäß seinen Überzeugungen zu handeln.

Mein Onkel väterlicherseits regte sich nicht besonders über meine politischen Ideen auf (sie kommen und gehen ja); er war darüber em-

pört, dass ich sie als Rechtfertigung dafür benutzte, mich schlampig anzuziehen. Für ihn war das tödliche Vergehen mangelnde Eleganz seitens eines engen Familienmitglieds.

Dass meine Verhaftung öffentlich bekannt wurde, hatte noch einen anderen großen Vorteil: Ich konnte auf die üblichen äußerlichen Zeichen der Auflehnung von Jugendlichen verzichten. Ich entdeckte, dass es viel effektiver ist, sich »anständig« zu verhalten und »vernünftig« zu sein, wenn man bewiesen hat, dass man bereit ist, es nicht bei bloßen Worten zu belassen. Man kann es sich leisten, Mitgefühl zu zeigen, locker und höflich zu sein, solange man hin und wieder, wenn es am wenigsten von einem erwartet wird, aber vollkommen gerechtfertigt ist, jemanden verklagt oder einen Feind anfällt, einfach um zu demonstrieren, dass man sich nicht davor scheut.

Das Ende des »Paradieses«

Plötzlich löste sich das libanesische Paradies, nach ein paar Kugeln und Granaten, in Luft auf. Einige Monate nach meiner Gefängnisepisode, nach nahezu 13 Jahrhunderten einer bemerkenswerten ethnischen Koexistenz, verwandelte ein Schwarzer Schwan, der aus dem Nichts auftauchte, den Himmel in eine Hölle. Zwischen den Christen und den Moslems brach ein heftiger Bürgerkrieg aus, an dem sich auch die palästinensischen Flüchtlinge beteiligten, auf der Seite der Moslems. Er war brutal, denn die Kampfzonen lagen im Stadtzentrum, und die Kämpfe fanden vor allem in Wohngebieten statt (mein Gymnasium trennten nur ein paar Hundert Meter von der Kriegszone). Der Konflikt dauerte über 15 Jahre. Ich will hier nicht in die Einzelheiten gehen. Vielleicht war die Erfindung des Geschützfeuers und starker Waffen der Zündfunke, der aus etwas, was im Zeitalter des Schwertes nur angespannte Verhältnisse gewesen wären, eine Spirale unkontrollierbarer Kämpfe nach dem Motto »Auge um Auge, Zahn um Zahn« machte.

Abgesehen von der physischen Zerstörung (die sich, wie sich bald erwies, mithilfe von ein paar motivierten Bauunternehmern, bestochenen Politikern und naiven Obligationeninhabern schnell reparieren

ließ) zerschlug der Krieg einen großen Teil der Kultiviertheitskruste, die die levantinischen Städte drei Jahrtausende lang zum Zentrum großer intellektueller Feinheit gemacht hatte. Die Christen hatten die Gegend schon seit der osmanischen Zeit verlassen. Diejenigen, die in den Westen gingen, nahmen westliche Vornamen an und verschmolzen mit der dortigen Kultur. Dieser Exodus beschleunigte sich jetzt. Die Zahl der kultivierten Menschen fiel unter einen kritischen Punkt. Plötzlich herrschte ein Vakuum. Die Abwanderung von Verstand lässt sich nur schwer umkehren – vielleicht ist ein Teil der alten Kultiviertheit unwiederbringlich verloren.

Die Sternennacht

Trösten Sie sich beim nächsten totalen Stromausfall doch mal durch einen Blick in den Himmel – Sie werden ihn nicht wiedererkennen! Beirut erlebte während des Krieges immer wieder Stromabschaltungen. Bevor die Leute sich eigene Generatoren kauften, war eine Hälfte des Nachthimmels klar, weil es ja zu keiner Lichtstreuung mehr kam. Es handelte sich um den Teil der Stadt, der am weitesten von der Kampfzone entfernt war. Da der Fernseher dann dunkel blieb, fuhren die Leute dorthin, um sich die explodierenden Lichter der nächtlichen Kämpfe anzusehen. Sie setzten sich offenbar lieber der Gefahr aus, von Granaten zerfetzt zu werden, als einen langweiligen Abend hinzunehmen.

Damals konnte man mit großer Klarheit unzählige Sterne sehen. Auf der Schule hatte man uns erzählt, die Planeten befänden sich in einem *Gleichgewicht*, wir brauchten also nicht zu befürchten, dass die Sterne unerwartet auf die Erde prallen könnten. Mich erinnerte das unheimlich an die Geschichten, die man uns über die »einzigartige historische Stabilität« des Libanons erzählte. Schon die Idee eines angenommenen Gleichgewichts jagte mir Angst ein. Ich betrachtete die Sternbilder am Himmel und wusste nicht, was ich glauben sollte.

Die Geschichte und das Triplet der Opazität

Die Geschichte ist opak. Man sieht, was dabei herauskommt, aber nicht das Drehbuch, das die Ereignisse produziert, den Generator der Geschichte. Solche Ereignisse können wir grundsätzlich nur schlecht verstehen, da wir nicht sehen, was sich in dem Kasten befindet, wie die Mechanismen funktionieren. Das, was ich den Generator der geschichtlichen Ereignisse nenne, ist nicht dasselbe wie die Ereignisse selbst. Wir können die Gedanken der Götter ja auch nicht nur dadurch lesen, dass wir Zeugen ihrer Taten werden; wir werden uns sehr wahrscheinlich über ihre Absichten täuschen lassen.

Das ist mit dem Unterschied zwischen dem Essen, das man auf dem Tisch im Restaurant sieht, und dem Prozess, den man in der Küche beobachten kann, vergleichbar. (Als ich das letzte Mal beim Brunch in einem bestimmten chinesischen Restaurant in der Canal Street in Manhattan war, habe ich eine Ratte aus der Küche laufen sehen.)

Wenn der menschliche Geist mit der Geschichte in Kontakt kommt, leidet er an etwas, was ich das *Triplet der Opazität* nenne:

- Der Illusion zu verstehen: Jeder bildet sich ein zu wissen, was in einer Welt vor sich geht, die komplizierter (oder zufälliger) ist, als er erkennt.
- Der retrospektiven Verzerrung: Wir können Dinge erst *hinterher* beurteilen, als würden wir sie in einem Rückspiegel sehen (in den Geschichtsbüchern wirkt die Geschichte klarer und organisierter als in der empirischen Realität).
- Der Überbewertung faktischer Informationen und der Behinderung durch autoritative und gelehrte Menschen, insbesondere wenn sie Kategorien erschaffen, wenn sie »platonisieren«.

Niemand weiß, was passiert

Das erste Element des Triplets ist die pathologische Annahme, dass die Welt, in der wir leben, verständlicher, erklärbarer und daher vorhersagbarer ist, als es der Fall ist.

Mir haben ständig Erwachsene erzählt, dass der Krieg, der schließlich an die 17 Jahre dauerte, »schon in ein paar Tagen« vorbei sein würde. Sie glaubten offenbar fest daran, dass ihre Vorhersagen zutreffend waren – das zeigt schon die Zahl der Leute, die in Hotelzimmern und anderen Übergangsquartieren auf Zypern, in Griechenland, Frankreich und anderswo saßen und auf das Kriegsende warteten. Einer meiner Onkel erzählte mir immer wieder, dass die reichen Palästinenser, die vor rund 30 Jahren in den Libanon flohen, das als *sehr temporäre* Lösung betrachteten (diejenigen, die noch leben, sind größtenteils noch heute dort, nach sechs Jahrzehnten). Wenn ich ihn fragte, ob das bei unserem Konflikt auch so sein würde, antwortete er jedoch: »Nein, natürlich nicht. Hier ist es anders, das war schon immer so.« Irgendwie schien das, was er bei anderen entdeckte, für ihn selbst nicht zu gelten.

Die Blindheit gegenüber der Dauer ist eine bei Exilanten mittleren Alters sehr verbreitete Krankheit. Als ich später beschloss, mich der Besessenheit der Exilanten von ihren Wurzeln zu entziehen (diese Wurzeln dringen ein bisschen zu tief in ihre Persönlichkeit vor), beschäftigte ich mich gerade deshalb mit der Literatur zu diesem Thema, um der Falle der verzehrenden, zwanghaften Nostalgie zu entgehen. Die Exilanten waren offenbar Gefangene ihrer Erinnerungen an eine idyllische Herkunft geworden – sie saßen mit anderen Gefangenen der Vergangenheit zusammen und sprachen über das alte Land, sie aßen ihre traditionellen Gerichte und ließen im Hintergrund ihre Volksmusik laufen. Sie spielten in ihren Köpfen ununterbrochen unrealistische Alternativen durch, Entwicklungen, zu denen es hätte kommen können und die diese geschichtlichen Brüche verhindert hätten: »Wenn der Schah diesen inkompetenten Mann nicht zum Ministerpräsidenten ernannt hätte, wären wir noch dort.« Es war so, als hätte der geschichtliche Bruch eine spezifische Ursache, und die Katastrophe hätte sich abwenden lassen, wenn man *diese* spezifische Ursache beseitigt hätte. Deshalb fragte ich alle Exilanten, die ich finden konnte, über ihr Verhalten im Exil aus. Sie verhalten sich fast alle gleich.

Man hört endlose Geschichten über kubanische Flüchtlinge mit noch halb gepackten Koffern, die in den 1960er-Jahren nach Castros

Machtergreifung »nur für ein paar Tage« nach Miami gekommen waren. Und von iranischen Flüchtlingen in Paris und London, die 1978 aus der islamischen Republik flohen und glaubten, sie würden bald zurückkehren. Einige warten immer noch darauf, über 25 Jahre später. Viele Russen, die ihr Land 1917 verließen, wie der Schriftsteller Vladimir Nabokov, gingen nach Berlin – vielleicht, um nahe genug für eine schnelle Rückkehr zu sein. Nabokov selbst verbrachte sein ganzes Leben in Übergangsquartieren, in Not und im Überfluss, am Schluss in einem Luxushotel am Genfer See.

Natürlich spielte bei all diesen falschen Vorhersagen Wunschdenken eine Rolle, die Blindheit der Hoffnung, aber es gab dabei auch ein Wissensproblem. Die Dynamik des Libanonkonflikts war offensichtlich nicht vorhersehbar gewesen, doch die Argumentationen der Leute bei der Betrachtung der Ereignisse wiesen eine Konstante auf: Fast alle, denen die Sache wichtig war, schienen überzeugt zu sein, dass sie verstanden, was vor sich ging. Obwohl jeder einzelne Tag Vorfälle brachte, die völlig außerhalb ihrer Vorhersagen lagen, konnten sie sich nicht vorstellen, dass sie sie nicht vorhergesagt hatten. Vieles von dem, was passierte, hätte man angesichts der Vergangenheit für total verrückt gehalten. Doch *hinterher* wirkte es nicht mehr so verrückt. Diese Plausibilität beim Rückblick führt dazu, dass die Seltenheit und Vorstellbarkeit des Ereignisses unberücksichtigt gelassen wird. Später habe ich genau die gleiche Illusion des Verstehens beim geschäftlichen Erfolg und in den Finanzmärkten erlebt.

Die Geschichte kriecht nicht dahin, sie springt

Später ließ ich die Ereignisse der Kriegszeit in meiner Erinnerung noch einmal ablaufen, weil ich meine Gedanken zur Wahrnehmung von zufälligen Ereignissen formulieren wollte. Dabei entwickelte sich bei mir der vorherrschende Eindruck, dass unser Verstand zwar eine wunderbare Maschinerie ist, die in fast allem einen Sinn erkennen und Erklärungen für die verschiedensten Phänomene liefern kann, dass er aber generell nicht in der Lage ist, die Idee der Unvorhersehbarkeit zu akzeptieren. Jene Ereignisse ließen sich nicht erklären, doch intelligen-

te Menschen glaubten, sie könnten überzeugende Erklärungen für sie finden – im Nachhinein. Und je intelligenter der Betreffende war, desto besser hörte die Erklärung sich an. Beunruhigender ist aber, dass diese Überzeugungen und Darstellungen alle logisch kohärent und frei von inneren Widersprüchen zu sein schienen.

Ich habe den Ort, der Libanon genannt wird, also schon als Jugendlicher verlassen. Da eine große Zahl meiner Angehörigen und Freunde dort blieb, kehrte ich aber immer wieder zu Besuchen zurück, insbesondere während der Kampfphasen. Der Krieg lief nicht kontinuierlich ab – die Kampfperioden wurden durch »Dauerlösungen« unterbrochen. In den schwierigen Zeiten fühlte ich mich meinen Wurzeln näher und verspürte den Drang, denen, die zurückgeblieben und von den Abreisen oft demoralisiert waren – und ihre Freunde beneideten, die sich in wirtschaftliche und persönliche Sicherheit begeben und es sich leisten konnten, nur in den gelegentlichen Ruhepausen bei dem Konflikt zurückzukommen –, meine Unterstützung zu erweisen. Wenn ich nicht im Libanon war, während dort Menschen starben, konnte ich weder arbeiten noch lesen, doch paradoxerweise beunruhigten die Ereignisse mich nicht so, und ich konnte meine intellektuellen Interessen ohne Schuldgefühle verfolgen, wenn ich *im Libanon* war. Da die Leute gerade während des Krieges besonders viele rauschende Feste feierten und noch mehr Geschmack am Luxus fanden, waren meine Besuche trotz der Kämpfe sehr reizvoll.

Es gab ein paar schwierige Fragen. Wie hätte man vorhersehen können, dass Menschen, die ein Vorbild für Toleranz zu sein schienen, über Nacht die reinsten Barbaren werden könnten? Weshalb vollzog die Veränderung sich so plötzlich? Anfangs dachte ich, dass man den Libanonkrieg vielleicht wirklich nicht hätte vorhersehen können, im Gegensatz zu anderen Konflikten, und dass die Levantiner eine zu komplizierte Rasse waren, um aus ihnen schlau zu werden. Als ich dann begann, alle großen Ereignisse der Geschichte zu betrachten, erkannte ich aber allmählich, dass ihre Irregularität kein lokales Merkmal war.

Die Levante hat massenhaft folgenschwere Ereignisse produziert, die niemand kommen sah. Wer sagte denn den Aufstieg des Christen-

tums zu einer der vorherrschenden Religionen im Mittelmeerraum und später in der westlichen Welt voraus? Die römischen Chronisten jener Zeit beachteten die neue Religion gar nicht – Historiker, die sich mit der Geschichte des Christentums befassen, staunen über das Fehlen zeitgenössischer Erwähnungen. Offenbar nahm kaum einer der großen Chronisten die Ideen eines anscheinend ketzerischen Juden ernst genug, um zu glauben, dass er Spuren für die Nachwelt hinterlassen würde. Wir haben nur einen einzigen zeitgenössischen Hinweis auf Jesus von Nazareth – in der *Geschichte des jüdischen Krieges* von Flavius Josephus –, und selbst der könnte nachträglich von einem frommen Kopisten eingefügt worden sein. Und wie steht es mit der Konkurrenzreligion, die sieben Jahrhunderte später auftauchte? Wer sagte vorher, dass Reiterhorden ihr Reich und das islamische Gesetz innerhalb weniger Jahre vom indischen Subkontinent bis nach Spanien verbreiten würden? Die Verbreitung des Islams (sozusagen die dritte Auflage) war noch stärker als der Aufstieg des Christentums völlig unvorhersehbar. Viele Historiker, die sich mit den damaligen Ereignissen beschäftigen, sind verblüfft darüber, dass die Veränderung sich so schnell vollzog. Georges Duby beispielsweise brachte sein Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass beinahe zehn Jahrhunderte levantinischer Hellenismus »mit einem Schwertstreich« ausgelöscht wurden. Einer der Nachfolger auf seinem Stuhl für Geschichte am Collège de France, Paul Veyne, sagte treffend, Religionen würden sich »wie Bestseller« verbreiten – ein Vergleich, der auf Unvorhersehbarkeit hindeutet. Solche Diskontinuitäten bei der Chronologie der Ereignisse machen den Historikern die Arbeit nicht gerade leicht: Die sorgfältige, eingehende Untersuchung der Vergangenheit verrät ihnen (und uns) nicht viel über das Denken der Geschichte, sie gibt ihnen lediglich die Illusion, es zu verstehen.

Die Geschichte und Gesellschaften kriechen nicht dahin, sie machen Sprünge. Sie verlaufen von einem Bruch zum anderen, dazwischen gibt es nur ein paar Vibrationen. Trotzdem glauben wir (und die Historiker) gern an das vorhersehbare Voranschreiten in kleinen Schritten.

Mir ist ein Gedanke gekommen, der mich nicht mehr loslässt: dass wir Menschen einfach eine große Maschine für den Rückblick und

gut dabei sind, uns selbst zu täuschen. Mit jedem Jahr, das vergeht, glaube ich stärker an diese Verzerrung.

Liebes Tagebuch: Die Geschichte läuft rückwärts!

Die Ereignisse präsentieren sich uns auf verzerrte Weise. Denken Sie doch an die Natur von Informationen: Nur wenige der Millionen, vielleicht sogar Billionen kleiner Fakten, die gegeben sind, bevor ein Ereignis eintritt, werden sich später als relevant dafür erweisen, dass wir das Geschehene verstehen. Da unser Gedächtnis begrenzt und gefiltert ist, neigen wir dazu, uns an diejenigen Daten zu erinnern, die im Nachhinein zu den Fakten passen – es sei denn, wir sind wie der eponyme Funes aus der Kurzgeschichte »Funes el memorioso« von Jorge Luis Borges, der nichts vergisst und dazu verdammt scheint, mit der Last der Anhäufung nicht verarbeiteter Informationen zu leben (was ihm nicht allzu lange gelingt).

Ich möchte Ihnen gern erzählen, wie ich zum ersten Mal auf die scheinbare Vorhersagbarkeit im Rückblick gestoßen bin: In meiner Kindheit war ich ein unersättlicher Leser, wenn auch mit Pausen. Die Anfangsphase des Kriegs verbrachte ich dann aber in einem Keller, wo ich mich mit Leib und Seele in alle möglichen Bücher vertiefte. Die Schule war geschlossen worden, und es regnete Granaten. In Kellern ist es furchtbar langweilig. Zuerst machte ich mir vor allem darüber Sorgen, wie ich die Langeweile bekämpfen und was ich als Nächstes lesen sollte.* Wenn man mangels anderer Aktivitäten zum Lesen gezwungen ist, macht es allerdings weniger Freude, als wenn man es freiwillig tut. Ich wollte damals Philosoph werden (das will ich immer noch) und hatte daher das Gefühl, ich müsste etwas investieren und mich intensiv mit den Ideen von anderen beschäftigen. Die Umstände motivierten mich dazu, mich mit theoretischen und allgemeinen Werken über Kriege und Konflikte zu befassen. Ich wollte versuchen, in

* Benoît Mandelbrot, der in etwa dem gleichen Alter – allerdings fast vier Jahrzehnte früher – eine ganz ähnliche Erfahrung machte, erinnert sich an seine eigene Kriegsepisode als lange Zeiträume voll schmerzhafter Langeweile, die durch kurze Augenblicke äußerster Angst unterbrochen wurden.

den Bauch der Geschichte vorzustoßen, in die Funktionsweise jener großen Maschinerie, die Ereignisse erzeugt.

Das Buch, das mich am stärksten beeinflusste, stammte erstaunlicherweise nicht von jemandem aus dem Denkgeschäft, sondern von einem Journalisten. Es war William Shirers *Berliner Tagebuch: Aufzeichnungen eines Auslandskorrespondenten; 1934 – 1941*. Shirer, Autor des bekannten *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, arbeitete damals für den Rundfunk. Mir fiel auf, dass das *Berliner Tagebuch* eine ungewöhnliche Perspektive bot. Ich hatte bereits die Werke von Hegel, Marx, Toynbee, Aron und Fichte zur Geschichtsphilosophie und ihren Eigenschaften (oder etwas über diese Werke) gelesen und glaubte, eine vage Vorstellung von den Konzepten der Dialektik zu haben. Ich verstand nicht viel, außer dass die Geschichte eine gewisse Logik aufwies und dass die Dinge sich durch Widerspruch (oder Gegensätze) so entwickelten, dass die Menschheit zu höheren Gesellschaftsformen gelangte – so etwas. Das klang furchtbar ähnlich wie das Theoretisieren um mich herum über den Krieg im Libanon. Leute, die mir die lächerliche Frage stellen, welche Bücher »mein Denken geprägt« hätten, verblüffe ich noch heute, indem ich sage, dass dieses Buch (auch wenn es dafür nicht gedacht war) mich das meiste über Philosophie und theoretische Geschichte gelehrt hat – und, wie wir noch sehen werden, auch über die Wissenschaft, da ich daraus den Unterschied zwischen vorwärts und rückwärts gerichteten Prozessen gelernt habe.

Der entscheidende Punkt ist, dass das Tagebuch die Ereignisse *so beschrieb, wie sie abliefen*, nicht im Rückblick. Ich saß in einem Keller, und die Geschichte entfaltete sich hörbar um mich herum (der Lärm der Granaten hielt mich die ganze Nacht wach). Ich war ein Jugendlicher, der zu den Beerdigungen von Klassenkameraden ging. Ich erlebte eine nicht theoretische Entfaltung der Geschichte und las ein Buch über jemanden, der die Geschichte anscheinend so erlebte, wie sie voranschritt. Ich bemühte mich, in meinem Kopf eine filmartige Darstellung der Zukunft zu produzieren, und stellte fest, dass sie nicht so offensichtlich war. Ich erkannte, dass die Ereignisse *historischer* wirken würden, wenn ich später anfang, über sie zu schreiben. Es gab einen Unterschied zwischen dem *Vorher* und dem *Danach*.

Das Tagebuch wurde angeblich geschrieben, ohne dass Shirer wusste, was als Nächstes passieren würde, als die Informationen, über die er verfügte, noch nicht durch die späteren Ergebnisse verfälscht waren. Manche seiner Bemerkungen waren sehr aufschlussreich, insbesondere jene, die sich auf die Ansicht der Franzosen bezogen, Hitler sei nur eine vorübergehende Erscheinung, woraus sich ihre mangelnde Vorbereitung und ihre schnelle Kapitulation erklären ließen. Das Ausmaß der Zerstörung, zu dem es schließlich kam, wurde zu keiner Zeit für möglich gehalten.

Unser Gedächtnis ist ausgesprochen unbeständig, doch ein Tagebuch liefert unauslöschliche Fakten, die mehr oder weniger sofort notiert werden. Es ermöglicht uns also die Fixierung einer nicht revidierten Wahrnehmung und erlaubt es uns, Ereignisse später in ihrem Kontext zu betrachten. Um es noch einmal zu sagen: Wichtig war die vorgebliche Beschreibungsmethode für die Ereignisse, nicht ihre Umsetzung. Wahrscheinlich haben Shirer und sein Verlag sogar ein bisschen gemogelt, denn das Buch erschien erst 1941, und das Geschäft von Verlegern ist ja, soweit ich gehört habe, der breiten Öffentlichkeit Texte zu liefern, keine getreuen Wiedergaben der Gedanken des Autors ohne retrospektive Verzerrungen. (Mit »mogeln« meine ich, dass bei der Veröffentlichung Elemente entfernt wurden, die sich als für die Ereignisse nicht relevant erwiesen hatten, sodass diejenigen Elemente hervorgehoben wurden, die die Leser interessieren würden. Die Lektorierung kann sogar zu starken Verzerrungen führen, insbesondere wenn dem Autor ein »guter« Lektor zugewiesen wird.) Shirers Buch lieferte mir jedenfalls eine Inspiration im Hinblick auf die Funktionsweise der Geschichte. Man sollte annehmen, Menschen, die den Beginn des Zweiten Weltkriegs miterlebten, hätten merken müssen, dass sich etwas von enormer Bedeutung ereignete. Das war aber keineswegs so.*

* Der Historiker Niall Ferguson hat gezeigt, dass der Erste Weltkrieg trotz aller Standarddarstellungen seiner Entstehung, die »wachsende Spannungen« und »eskalierende Krisen« beschreiben, überraschend kam. Erst im Nachhinein betrachteten ihn Historiker, die zurückblickten, als unvermeidlich. Ferguson benutzte ein geschicktes empirisches Argument, um seine These zu stützen: Er unter-

Shirers Tagebuch erwies sich als Trainingsprogramm für die Dynamik der Ungewissheit. Ich wollte Philosoph werden, wusste damals allerdings noch nicht, womit die meisten Philosophen ihren Lebensunterhalt verdienen. Die Idee führte mich stattdessen zum Abenteuer (genauer gesagt, zur abenteuerlichen Praxis der Ungewissheit) und auch zur Beschäftigung mit der Mathematik und Naturwissenschaft.

Bildung in einem Taxi

Nun zum dritten Element des Triplets, dem Fluch des Lernens: Ich habe meinen Großvater, der Verteidigungs- und später Innenminister und stellvertretendes Staatsoberhaupt war, in den frühen Tagen des Krieges, bevor er an politischer Statur verlor, genau beobachtet. Trotz seiner Position wusste er offensichtlich nicht besser, was passieren würde, als sein Fahrer Mikhail. Im Gegensatz zu meinem Großvater kommentierte Mikhail die Ereignisse allerdings überwiegend mit »weiß Gott«, übertrug die Aufgabe des Verstehens also einer höheren Instanz.

Mir fiel auf, dass sehr intelligente und gut informierte Personen den Taxifahrern bei ihren Vorhersagen nichts voraushatten, dass es aber einen ganz wichtigen Unterschied gab: Die Taxifahrer glaubten nicht, sie würden so viel verstehen wie gelehrte Leute – sie waren ja wirklich keine Experten, und das wussten sie. Niemand wusste irgendetwas, doch die Denkerelite glaubte, sie wüsste mehr als die anderen, eben weil sie die Denkerelite war – wenn man zur Elite gehört, weiß man ja automatisch mehr als diejenigen, die nicht zur Elite gehören.

Nicht nur Wissen kann von zweifelhaftem Wert sein, sondern auch Informationen. Ich bemerkte, dass fast alle bis ins kleinste Detail mit den aktuellen Ereignissen vertraut waren. Die Überschneidung bei den Zeitungen war so groß, dass man immer weniger Informationen be-

suchte die Preise der Reichsanleihen. In die Preise von Staatsanleihen fließen normalerweise die Erwartungen der Investoren im Hinblick auf den Finanzierungsbedarf der Regierung ein; sie sinken, wenn mit Konflikten gerechnet wird, weil Kriege große Defizite verursachen. Seine Untersuchung zeigt auch, dass die Arbeit mit Preisen für das Verstehen der Geschichte sehr nützlich ist.

kam, je mehr man las. Die Leute waren aber so darauf erpicht, jede einzelne Tatsache zu erfahren, dass sie sich auf alles stürzten, was frisch aus der Druckerpresse kam, und sich alle Radiosender anhörten, als würde ihnen im nächsten Bulletin die große Antwort offenbart werden. Sie wurden Enzyklopädien dazu, wer sich mit wem getroffen werden und welcher Politiker was zu welchem anderen Politiker gesagt hatte (und mit welchem Tonfall: »War er freundlicher als sonst?«). Doch das nützte alles nichts.

Cluster

Im Libanonkrieg fiel mir auch auf, dass die Journalisten dazu neigten, nicht notwendigerweise um die gleichen Meinungen, aber um den gleichen Analyserahmen Cluster zu bilden. Sie wiesen denselben Umständen die gleiche Bedeutung zu und unterteilten die Realität in dieselben Kategorien – noch eine Manifestation der Platonität, des Bestrebens, die Realität in scharf umrissene Formen zu zerlegen. Das, was Robert Fisk »Hoteljournalismus« nennt, verstärkte die mentale Ansteckung noch. Während der Libanon im früheren Journalismus zur Levante gehörte, also zum östlichen Mittelmeerraum, wurde er jetzt plötzlich Teil des Mittleren Ostens, als hätte ihn irgendjemand näher an Saudi-Arabien geschoben. Die Insel Zypern, rund 100 Kilometer von meinem Dorf im Nordlibanon entfernt und mit nahezu identischen Gerichten, Kirchen und Bräuchen, wurde quasi über Nacht Teil von Europa (natürlich wurden die Bewohner auf beiden Seiten dann entsprechend konditioniert). Während früher ein Unterschied zwischen mediterran und nicht mediterran (zum Beispiel zwischen Olivenöl und Butter) gemacht wurde, machte man in den 1970er-Jahren plötzlich einen Unterschied zwischen Europa und Nichteuropa. Der Islam ist der Keil dazwischen, sodass man nicht weiß, wo man in dieser Geschichte die einheimischen arabischsprachigen Christen (oder Juden) platzieren soll. Das Kategorisieren ist für uns Menschen notwendig, wird aber pathologisch, wenn die Kategorie als definitiv betrachtet wird. Dann hindert sie die Leute nämlich daran, die Unschärfe von

Grenzen zu berücksichtigen, von einer Überprüfung ihrer Kategorien ganz zu schweigen. Schuld war die Ansteckung. Wenn man 100 unabhängig denkende Journalisten auswählen würde, die Faktoren jeder für sich sehen könnten, würde man 100 unterschiedliche Ansichten bekommen. Der Prozess, diese Leute im Gleichschritt berichten zu lassen, führte jedoch dazu, dass die Dimensionalität der Ansichten erheblich schrumpfte – sie näherten sich bei den Meinungen an und benutzten dieselben Punkte als Ursachen. Um das zu illustrieren, wollen wir den Libanon für einen Augenblick verlassen: Heute sprechen alle Reporter von den »Roaring Eighties«, gehen also davon aus, dass genau an diesem Jahrzehnt etwas Charakteristisches ist. Und während der Dotcom-Bubble in den späten 1990er-Jahren waren die Journalisten sich einig, dass bestimmte verrückte Indikatoren die Qualität der wertlosen Unternehmen erklärten, die alle unbedingt haben wollten.*

Wenn Sie sehen möchten, was ich mit der Willkürlichkeit von Kategorien meine, betrachten Sie mal polarisierte Ansichten. Versuchen Sie doch, dem nächsten Marsmenschen, der auf die Erde kommt, zu erklären, weshalb diejenigen, die dafür eintreten, die Beseitigung von Fetten im Mutterleib zu erlauben, auch Gegner der Todesstrafe sind. Oder weshalb davon auszugehen ist, dass Abtreibungsbefürworter auch für hohe Steuern, aber gegen ein starkes Militär sind. Weshalb müssen diejenigen, die sexuelle Freiheit bevorzugen, gegen die individuelle wirtschaftliche Freiheit sein?

Wie absurd die Clusterbildung ist, fiel mir schon auf, als ich noch sehr jung war. Durch eine ironische Wendung der Ereignisse wurden die Christen während des Bürgerkriegs im Libanon Anhänger der freien Marktwirtschaft und des kapitalistischen Systems – sie bildeten also das, was Journalisten »die Rechte« nennen würden; die Islamisten hingegen wurden Sozialisten und bekamen dabei Unterstützung von kommunistischen Regimes (die *Prawda*, das Organ des kommunistischen Regimes, bezeichnete sie als »Widerstandskämpfer«; als die

* In Kapitel X werde ich über einige intelligente quantitative Tests sprechen, durch die so ein Herdenverhalten bewiesen wurde. Sie zeigen, dass die Entfernung zwischen den Ansichten bei vielen Themen erheblich geringer ist als der Abstand zwischen dem Durchschnitt der Ansichten und der Wahrheit.

Russen dann in Afghanistan einfielen, versuchten allerdings die Amerikaner, Bin Laden und andere Moslemführer als Verbündete zu gewinnen).

Wie willkürlich diese Kategorien sind und welche Ansteckungsgefahr von ihnen ausgeht, lässt sich am besten beweisen, wenn man bedenkt, wie häufig solche Cluster sich in der Geschichte umkehren. Die heutige Allianz der christlichen Fundamentalisten mit der Israelloobby würde ein Intellektueller aus dem 19. Jahrhundert mit Sicherheit erstaunlich finden – damals galten die Christen nämlich als Antisemiten und die Moslems als Beschützer der Juden, die sie den Christen vorzogen. Die Befürworter der freien Marktwirtschaft gehörten früher zur Linken. Für mich als Probabilisten ist interessant, dass ein zufälliges Ereignis dazu führt, dass eine Gruppe, die ursprünglich eine bestimmte Sache unterstützt, sich mit einer Gruppe verbündet, die sich für eine andere Sache einsetzt, sodass die beiden Sachen miteinander verschmelzen und zu einer werden ... bis zu ihrer überraschenden Trennung.

Jede Kategorisierung bewirkt eine Reduzierung der wirklichen Komplexität. Das ist eine Manifestation des Generators, der Schwarze Schwäne erzeugt, jener unerschütterlichen Platonität, die ich im Prolog definiert habe. Jede Reduzierung der Welt um uns herum kann explosive Konsequenzen haben, da sie bestimmte Unsicherheitsquellen ausschließt und uns dazu bringt, die Beschaffenheit der Welt falsch zu verstehen. Es könnte beispielsweise sein, dass Sie die radikalen Islamisten (und ihre Werte) für Ihre Verbündeten gegen die Bedrohung durch den Kommunismus halten und ihnen bei ihrer Entwicklung helfen – bis sie das World Trade Center durch zwei Flugzeuge zerstören.

Ein paar Jahre nach dem Beginn des Libanonkriegs, als ich die Wharton School besuchte und 22 war, packte mich die Idee effizienter Märkte – dass es dann nicht möglich ist, aus dem Handel mit Wertpapieren Profit zu ziehen, da in diesen Instrumenten automatisch alle verfügbaren Informationen inkorporiert sind. Öffentliche Informationen können daher nutzlos sein, insbesondere für Geschäftsleute, da die Preise bereits alle derartigen Informationen »einschließen« und Informationen, die auch Millionen anderer Menschen bekannt sind, niemandem einen wirklichen Vorteil bringen. Wahrscheinlich werden

manche der Hunderte von Millionen anderer Leser dieser Informationen das Papier bereits gekauft und dadurch den Preis in die Höhe getrieben haben. Damals gab ich es völlig auf, Zeitungen zu lesen und fernzusehen, was mir eine Menge Zeit brachte (vielleicht eine Stunde oder noch mehr pro Tag, genug, um über 100 zusätzliche Bücher im Jahr zu lesen – da kommt über die Jahrzehnte ganz schön was zusammen). Das ist allerdings nicht der einzige Grund dafür, dass ich in diesem Buch dazu rate, den Zeitungen aus dem Weg zu gehen – sich der Giftigkeit von Informationen zu entziehen, hat auch noch andere Vorteile. Ursprünglich war es eine großartige Ausrede dafür, mich nicht über die Details des Geschäfts auf dem Laufenden zu halten, ein perfektes Alibi, da ich die Details der Wirtschaft nicht interessant finde – sie sind einfach unelegant, öde, aufgeblasen, gierig, unintellektuell, selbstsüchtig und langweilig.

Der Schauplatz

Wie kann jemand, der »Philosoph« oder »wissenschaftlicher Geschichtsphilosoph« werden will, an einem Wirtschaftsinstitut landen, noch dazu an der Wharton School? Das frage ich mich bis heute. Dort sah ich jedenfalls, dass nicht nur ein unbedeutender Politiker in einem kleinen, alten Land (und sein philosophischer Fahrer Mikhail) nicht wusste, was vor sich ging. Von Leuten in kleinen Ländern wird ja schließlich erwartet, dass sie *nicht wissen*, was passiert. Ich merkte damals aber, dass die Topmanager der mächtigsten Unternehmen, die an einem der berühmtesten Wirtschaftsinstitute der Welt, im stärksten Land in der Geschichte, beschrieben, wie sie ihren Lebensunterhalt verdienten, möglicherweise auch nicht immer wussten, was vor sich ging. Davon war ich sogar überzeugt. Ich spürte in meinem Rückgrat die Bürde der epistemischen Arroganz der menschlichen Rasse.*

Ich wurde ein Besessener. Mir wurde allmählich bewusst, was mein Thema war: *das höchst unwahrscheinliche folgenschwere Ereignis*.

* Damals erkannte ich, was die große Stärke der freien Marktwirtschaft ist: dass die Topmanager der Unternehmen nicht zu wissen brauchen, was vor sich geht.

Und von diesem konzentrierten Glück ließen sich nicht nur gut gekleidete Unternehmensmanager mit hohem Testosteronspiegel immer wieder täuschen, sondern auch sehr gelehrte Menschen. So wurde aus meinem Schwarzen Schwan, bis dahin ein Problem von Leuten, die im Geschäftsleben Glück haben oder nicht, ein Problem des Wissens und der Wissenschaft. Meine Idee ist nicht nur, dass manche wissenschaftlichen Ergebnisse im wirklichen Leben nutzlos sind, weil sie die Wirkung des höchst Unwahrscheinlichen unterschätzen (oder uns dazu verleiten, sie zu ignorieren), sondern dass viele von ihnen sogar Schwarze Schwäne erzeugen können. Es handelt sich dabei nicht um bloße taxonomische Fehler, die dazu führen können, dass man bei einem Vogelkundekurs durchfällt! Ich begann allmählich, die Konsequenzen meiner Idee zu erkennen.

Fast acht Pfund später

Viereinhalb Jahre nach meinem Abschluss an der Wharton School (und fast acht Pfund schwerer), am 19. Oktober 1987, ging ich von den Büros der Investmentbank Credit Suisse First Boston im Zentrum von Manhattan nach Hause, zur Upper East Side. Ich ging langsam, denn mir kam alles sehr unwirklich vor.

An jenem Tag war ich Zeuge eines traumatischen finanziellen Ereignisses geworden: des größten Börsencrashes in der (modernen) Geschichte. Er war besonders traumatisch, weil er zu einem Zeitpunkt kam, als wir glaubten, wir könnten große Erschütterungen dank all der platonisierten Ökonomen (mit ihren trügerischen, auf Glockenkurven beruhenden Gleichungen), die so intelligent redeten, verhindern oder zumindest vorhersagen und kontrollieren. Der Absturz ließ sich nicht einmal auf irgendwelche erkennbaren neuen Informationen zurückführen. Das Eintreten dieses Ereignisses lag außerhalb von allem, was man sich am Vortag hätte vorstellen können – wenn ich darauf hingewiesen hätte, dass es möglich war, hätte man mich verrückt genannt. Es war ein Schwarzer Schwan, doch diesen Ausdruck kannte ich damals noch nicht.

Auf der Park Avenue traf ich Demetrius, einen meiner Kollegen. Wir kamen ins Gespräch, wurden aber bald von einer verängstigten Frau unterbrochen, die jede Zurückhaltung aufgab: »Weiß einer von Ihnen, was los ist?« Die Leute auf dem Bürgersteig sahen benommen aus. Im Handelssaal der First Boston hatte ich vorher mehrere Erwachsene leise vor sich hin weinen sehen. Ich hatte den Tag im Epizentrum der Ereignisse verbracht, wo entsetzte Menschen wie Hasen im Scheinwerferlicht ziellos herumrannten. Als ich dann zu Hause war, rief mein Cousin Alexis an und erzählte mir, dass sein Nachbar sich das Leben genommen hatte – er war aus seiner Wohnung im obersten Stock gesprungen. Das kam mir gar nicht unheimlich vor, eher wie im Libanon, doch hier war etwas anders: Finanzielle Sorgen konnten Menschen offenbar stärker demoralisieren als ein Krieg (denken Sie nur daran, dass finanzielle Probleme und die damit einhergehenden Erniedrigungen Menschen in den Selbstmord treiben können, während Kriege das offenbar nicht direkt tun).

Ich hatte Angst vor einem Pyrrhussieg: Ich war intellektuell in meinen Ansichten bestätigt worden, befürchtete aber, dass sie sich als zu richtig erweisen würden, dass das System unter meinen Füßen zusammenbrach. So sehr wollte ich nun auch wieder nicht recht haben! Ich werde nie den verstorbenen Jimmy P. vergessen, der zusehen musste, wie sein Kapital immer weiter dahinschmolz, und den Preis auf dem Bildschirm halb im Scherz anflehte, sich endlich nicht mehr zu bewegen.

Damals erkannte ich aber, dass mir das Geld ganz egal war. Ich verspürte das seltsamste Gefühl in meinem ganzen Leben – eine ohrenbetäubende Posaune verkündete mir, dass *ich recht hatte*, so laut, dass sie in meinen Knochen widerhallte. Dieses Gefühl habe ich nie wieder gehabt, und ich kann es Menschen, die es nicht selbst erlebt haben, einfach nicht erklären. Es war eine physische Empfindung, vielleicht ein Gemisch von Freude, Stolz und Entsetzen.

Ich fühlte mich bestätigt? Wieso denn?

In meinen ersten ein bis zwei Jahren an der Wharton School hatte ich eine präzise, aber merkwürdige Spezialität entwickelt: auf seltene, unerwartete Ereignisse zu setzen, auf die Ereignisse am *platonischen Graben*, die die platonischen »Experten« als »unvorstellbar« betrach-

teten. Der platonische Graben liegt ja dort, wo unsere Repräsentation der Realität aufhört zu gelten – ohne dass wir das wüssten.

Um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, ging ich nämlich schon früh ins Feld des »quantitativen Finanzwesens«. Ich wurde gleichzeitig »Quant« und Händler. Quants sind Wirtschaftswissenschaftler, die mathematische Unsicherheitsmodelle auf finanzielle (oder sozioökonomische) Daten und komplexe Finanzinstrumente anwenden. Ich war allerdings ein Quant im genau umgekehrten Sinn: Ich erforschte die Mängel und Grenzen dieser Modelle, ich suchte nach dem *platonischen Graben*, wo sie zusammenbrechen. Ich betätigte mich außerdem im Spekulationshandel, gab mich also nicht mit der Theorie zufrieden; das war bei Quants selten, da sie daran gehindert wurden, »Risiken einzugehen« – ihre Rolle war auf die Analyse beschränkt, Entscheidungen zu treffen, gehörte nicht dazu. Ich war überzeugt, dass ich überhaupt nicht in der Lage war, die Marktpreise vorherzusagen – dass andere aber generell auch nicht dazu in der Lage waren, das aber nicht wussten oder nicht wussten, dass sie enorme Risiken eingingen. Die meisten Händler sammelten einfach Kleingeld vor einer Dampfwalze auf, sie setzten sich dem seltenen Ereignis mit schwerwiegenden Folgen aus und schliefen trotzdem selig wie Babys, weil sie sich dessen nicht bewusst waren. Meine Arbeit war die einzige, die jemand machen konnte, der überzeugt war, dass er Risiken hasste, risikobewusst und sehr unwissend war.

Der Ballast, den Quants in ihrem »Werkzeugkasten« mit sich herumschleppen müssen (ein Gemisch von angewandter Mathematik, Technik und Statistik), erwies sich in Kombination mit dem Eintauchen in die Praxis als sehr nützlich für jemanden, der Philosoph werden wollte.* Erstens: Wenn man zwei Jahrzehnte damit verbringt, in

* Ich spezialisierte mich auf komplizierte Finanzinstrumente, »Derivate«, die höhere Mathematik erforderten, bei denen die Fehler bei Verwendung der falschen Berechnungen aber besonders groß waren. Dieses Gebiet war für mich so neu und interessant, dass ich darin promovierte.

Ich konnte mir keine Karriere aufbauen, indem ich einfach auf Schwarze Schwäne setzte – dafür gab es nicht genug handelsfähige Gelegenheiten. Ich konnte ihnen aber immerhin aus dem Weg gehen, indem ich mein Portfolio vor großen Verlusten schützte. Um die Abhängigkeit vom Zufall zu beseitigen, konzentrierte

großem Maßstab empirisch mit Daten zu arbeiten und auf Grundlage solcher Untersuchungen Risiken einzugehen, kann man leicht die Elemente bei der Beschaffenheit der Welt erkennen, die der platonisierte »Denker« nicht sehen kann, weil er einer zu starken Gehirnwäsche unterzogen wurde oder zu sehr bedroht wird. Zweitens: So konnte ich lernen, formal und systematisch zu denken, statt mich im Anekdotischen zu ergehen. Drittens: Die Philosophie der Geschichte und die Epistemologie (die Erkenntnisphilosophie) schienen sich nicht von der empirischen Beschäftigung mit Zeitreihendaten – Folgen von im Laufe der Zeit gewonnenen Zahlen, gewissermaßen historische Dokumente, die statt Wörtern Zahlen enthalten – trennen zu lassen. Und Zahlen lassen sich auf Computern leicht verarbeiten. Die Untersuchung historischer Daten macht uns bewusst, dass die Geschichte vorwärts verläuft, nicht rückwärts, und dass sie unordentlicher ist als narrative Wiedergaben. Die Epistemologie, die Geschichtsphilosophie und die Statistik haben alle das gleiche Ziel: Wahrheiten zu verstehen, die Mechanismen zu erforschen, die sie erzeugen, und die Regularität bei den historischen Dingen vom Zufälligen zu trennen. Sie befassen sich alle mit der Frage, was man weiß, sind aber gewissermaßen in verschiedenen Gebäuden zu finden.

Das unanständige Wort für Unabhängigkeit

In jener Nacht, am 19. Oktober 1987, schlief ich geschlagene zwölf Stunden.

Es war schwierig, meinen Freunden, die alle in irgendeiner Form unter dem Crash zu leiden hatten, zu erzählen, dass ich mich bestätigt fühlte. Damals waren die Prämien viel niedriger als heute, doch wenn mein Arbeitgeber, die First Boston, und das Finanzsystem bis zum

ich mich auf die technischen Schwächen komplizierter Instrumente und darauf, aus diesen Chancen Kapital zu schlagen, ohne mich dem seltenen Ereignis auszusetzen; irgendwann löste sich das alles natürlich in Luft auf, weil meine Konkurrenten bei der Technologie Fortschritte erzielten. Später entdeckte ich dann das einfachere (und nicht so stark vom Zufall abhängige) Geschäft, große Portfolios im Stil von Versicherungen vor dem Schwarzen Schwan zu schützen.

Jahresende überlebten, würde ich den Gegenwert eines Forschungsstipendiums bekommen. Das wird manchmal als »F***-you-Geld« bezeichnet. Es bedeutet, trotz seiner Derbheit, dass man sich wie ein Gentleman aus der Viktorianischen Zeit verhalten kann und kein Sklave mehr ist. Es ist ein psychologischer Puffer: Der Betrag ist nicht so groß, dass er den Charakter verderben würde, aber doch hoch genug, dass man sich eine neue Beschäftigung suchen kann, ohne übermäßig auf die Bezahlung achten zu müssen. Er schützt einen davor, seinen Kopf zu prostituieren, und befreit von äußerer Autorität – von jeder äußeren Autorität. (Unabhängigkeit ist personenbezogen: Es hat mich immer verblüfft, dass ein erstaunlich hohes Einkommen bei so vielen Leuten zu mehr Speichelleckerei führt – sie werden stärker von ihren Klienten und Arbeitgebern abhängig und süchtiger danach, noch mehr Geld zu verdienen.) Obwohl die Summe nach manchen Maßstäben nicht besonders hoch war, heilte sie mich von allen finanziellen Ambitionen – ich schämte mich jedes Mal, wenn ich Zeit von meinen Studien abzweigte, um materiellen Wohlstand zu erlangen. Die Bezeichnung *f*** you* beinhaltet übrigens die wirklich erfrischende Fähigkeit, diesen kompakten Ausdruck auszusprechen, *bevor* man den Telefonhörer auflegt.

In jenen Tagen kam es enorm häufig vor, dass Händler Telefone zerschmetterten, wenn sie Geld verloren hatten. Manche zertrümmerten auch Stühle oder Tische – Hauptsache, es machte ordentlich Lärm. In der Chicagoer Börse versuchte mal ein anderer Trader, mich zu erwürgen; es waren vier Männer vom Sicherheitspersonal erforderlich, um ihn von mir wegzuzerren. Er war so wütend auf mich, weil ich auf »Territorium« stand, das er als seins betrachtete. Wer würde so eine Umgebung schon verlassen wollen? Man kann das mit dem Mittagessen in der tristen Mensa einer Universität vergleichen, wo gesittete Professoren über die neueste Intrige im Seminar reden. Also blieb ich im Quant- und Handelsgeschäft (ich bin immer noch dort), habe es für mich jedoch so organisiert, dass ich nur minimale, aber intensive (und unterhaltsame) Arbeit mache, mich nur auf die besonders technischen Aspekte konzentriere, nie zu geschäftlichen »Besprechungen« gehe, mich von »Strebern« und Leuten in Anzügen, die keine Bücher lesen,

fernhalte und mir im Schnitt jedes vierte Jahr eine Auszeit nehme, um LÖcher bei meiner wissenschaftlichen und philosophischen Bildung zu schließen. Um meine eine Idee ganz in Ruhe von allen Seiten betrachten zu können, wollte ich ein Flaneur werden, ein professioneller Meditier; ich wollte mich stundenlang in Cafés setzen, ohne an Schreibtische und Organisationsstrukturen geklebt zu sein, ich wollte mir so viel Schlaf holen, wie ich brauchte, Literatur verschlingen und niemandem eine Erklärung schulden. Ich wollte in Ruhe gelassen werden, um auf dem Fundament meiner Idee vom Schwarzen Schwan in kleinen Schritten ein ganzes Gedankengebäude errichten zu können.

Limousinen-Philosoph

Der Krieg im Libanon und der Börsencrash von 1987 schienen identische Phänomene zu sein. Meiner Ansicht nach hatten so gut wie alle Leute einen geistigen blinden Fleck, der verhinderte, dass sie die Rolle solcher Ereignisse anerkannten. Es war so, als könnten sie diese Mammut gar nicht sehen oder würden sie schnell wieder vergessen. Die Antwort blickte mir direkt ins Gesicht: Es handelte sich um eine psychische, vielleicht sogar biologische *Blindheit*. Das Problem lag nicht in der Natur der Ereignisse, sondern in unserer Wahrnehmungsweise.

Ans Ende dieses autobiografischen Vorspiels möchte ich eine kleine Geschichte stellen: Ich hatte (abgesehen von meiner Tätigkeit als Trader) keine definierte Spezialität und wollte auch keine. Wenn ich auf Cocktailpartys gefragt wurde, wie ich meinen Lebensunterhalt verdiente, hätte ich gern gesagt: »Ich bin ein *empirischer Skeptiker* und ein Flaneur und Leser, jemand, der sehr tief in eine Idee eindringen will«, doch ich machte die Sache einfach und sagte, ich sei Chauffeur.

Auf einem Transatlantikflug fand ich mich mal (dank Upgrading) in der ersten Klasse wieder. Neben mir saß eine energische, mit echtem Schmuck behängte Dame in teurer Kleidung, die ununterbrochen Nüsse aß (vielleicht machte sie ja gerade eine kohlenhydratarme Diät), auf keinen Fall etwas anderes trinken wollte als Evian und die ganze Zeit über die Europa-Ausgabe des *Wall Street Journal* las. Sie versuchte mehrfach, in gebrochenem Französisch ein Gespräch zu beginnen;

